

MARIANNE LEUZINGER-BOHLEBER, FRANKFURT AM MAIN

Die Einzelfallstudie als psychoanalytisches Forschungsinstrument*

Übersicht: Den – auch politisch und berufspolitisch – erfolgreichen Angriff von Grawe, Donati und Bernauer auf die Einzelfallstudie als Forschungsinstrument im Rahmen der Psychotherapieforschung nimmt die Autorin zum Anlaß, Qualität und Vorzüge der wissenschaftlichen Erforschung des Einzelfalls zu erörtern. Dabei geht sie von dem bekannten Dilemma aus, daß die Idiosynkrasie des Einzelfalls, der immer nur von einem besonderen Individuum handelt, sich per definitionem weigert, sich generalisierten Aussagen zu fügen, während es zur Definition von Wissenschaft gehört, gerade solche Aussagen hervorzubringen. Leuzinger-Bohleber plädiert dafür, die interne bzw. narrative Kohärenz psychoanalytischer Deutungen durch externe Kohärenz dergestalt zu ergänzen, daß genuin psychoanalytische Interpretationen und Konzepte nicht in Widerspruch zum akzeptierten Wissen anderer wissenschaftlicher Disziplinen stehen. In Anlehnung vor allem an Moser zeigt sie, daß eine von »Verdacht und Irrtum« geprägte Forscherhaltung, die sich gegen Glaubenssätze und letzte Wahrheiten als immun erweist, sehr wohl in der Lage ist, von Einzelbeobachtungen zu sukzessiven Generalisierungen, von Daten zu Metaphern, Konzepten und schließlich Theorien zu gelangen, deren Validität wiederum anhand neuer Daten geprüft werden müsse. Durch die Rückführung theoretischer Modelle auf neue Praxissituationen – in der therapeutischen Situation, in der Experimentalsituation sowie in der Computersimulation – ist es der Autorin zufolge möglich, die Spannung zwischen Einzelfallstudie und auf Generalisierung zielender Wissenschaft wenn nicht aufzuheben, so doch auszuhalten: ganz im Sinne des Verständnisses der Psychoanalyse als einer »Wissenschaft zwischen den Wissenschaften«, zwischen »Verstehen« und »Erklären«, zwischen Hermeneutik und hard-core science.

»Ich habe den Eindruck, daß innerhalb der neueren Tendenzen in der Entwicklung der Persönlichkeitstheorien die Psychoanalyse zwischen den mechanistischen Verhaltenstheorien auf der einen und den ahistorischen, nicht-genetischen, existenziellen Theorien auf der anderen Seite steht. Die psychoanalytische Objektbeziehungstheorie erstreckt sich in beide Richtungen und *versucht, die objektive, wissenschaftliche Erforschung der Persönlichkeit zu erweitern, ohne die subjektive Einmaligkeit des Individuums aus den Augen zu verlieren*« (Kernberg, 1976, S. 134f.).

* Bei der Redaktion eingegangen am 2.12.1994.

1. Einleitung

Kernberg formulierte vor fast 20 Jahren und bezogen auf seine Sicht der Objektbeziehungstheorie eine Fragestellung, die nach dem Angriff von Grawe, Donati und Bernauer (1994) auf differenzierte Einzelfallstudien in der Öffentlichkeit erneut diskutiert werden muß.¹ In allen ernsthaften Psychotherapien, voran in psychoanalytischen Behandlungen, geht es um das Verstehen individuellen Leidens, einer unverwechselbaren Lebenssituation eines einzigartigen Menschen und seiner idiosynkratischen Geschichte. Wie kann eine »objektive, wissenschaftliche Erforschung der Persönlichkeit« erweitert werden, »ohne die subjektive Einmaligkeit des Individuums aus dem Auge zu verlieren?« Diese Fragestellung ist fast so alt wie die Psychoanalyse selbst und prägte die wissenschaftstheoretischen, methodologischen und metatheoretischen Diskurse der letzten Jahrzehnte. Doch auch in der empirischen Psychotherapieforschung hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß die »subjektive Einmaligkeit des Individuums« Berücksichtigung finden muß. Darauf verweist u. a. Fischer (1994) bezugnehmend auf die von Kächele (1992) vorgeschlagene historische Gliederung der empirischen Psychotherapieforschung. Er unterscheidet *a) die ergebnisorientierte Forschung* (1930–1970), *b) kombinierte Prozeß- und Ergebnisstudien* (1960–1980) und *c) Untersuchungen der Mikrodynamik des Prozeßgeschehens* (seit 1980).² In der 3. Forschungsperiode rückt die systematische und detaillierte Einzelfallstudie vermehrt in den Fokus der Aufmerksamkeit, verbunden mit einem hermeneutischen Vorgehen (vgl. unten). In einigen Studien, auf die ich exemplarisch noch eingehen werde, werden qualitative und quantitative Methoden zur Erforschung des Einzelfalls kombiniert (vgl. dazu auch Faller und Frommer, 1994).

¹ Ich danke S. Hau, H. Lahme-Gronostaj, H. Kächele, W. Mertens, H. G. Metzger, U. Moser, R. Schiess, U. Stühr und vor allem W. Bohleber für die kritische Lektüre des Manuskripts.

² Die empirische Psychotherapieforschung wird übrigens in der Society for Psychotherapy Research auch von Psychoanalytikern getragen (u. a. von Blatt, Dahl, Horowitz, Kächele, Luborsky, Meyer, Wallerstein). Schon in der 2. Forschungsphase wurde dem Einzelfall vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt. Allerdings blieben durch die Verwendung von »a priori quantifizierenden« Methoden (wie Tests, Fragebögen etc.) sowohl therapeutische Prozesse als auch deren Ergebnisse relativ abstrakt und zu wenig spezifisch. Daher wurden in der 3. Phase die Methoden stärker individualisiert und »a posteriori-quantifizierende« Verfahren benutzt, z. B. im Penn-Projekt von Luborsky et al. (1988, 1993), in der Vanderbilt-Studie von Strupp (1993), dem SASB von Benjamin (1982), der Konfigurationsanalyse von Horowitz (1981) und Fischer (1989) oder den Studien zu mikrosozialen Austauschprozessen (Krause et al., 1992) und zu kognitiv affektiven Problemlösungsprozessen in Psychoanalysen (Leuzinger-Bohleber, 1987, 1989; vgl. auch entsprechende Kritik an Grawe et al. durch Hellhammer, 1992, S. 170; zu grundsätzlichen Problemen der psychoanalytischen Einzelfallforschung vgl. auch Strupp et al., 1966; Chassan, 1962; Wallerstein und Sampson, 1971).

Angesichts dieser historischen Entwicklung bedeuten rein quantitative Ergebnisstudien von Psychotherapien ohne Berücksichtigung des Einzelfalls und des therapeutischen Prozesses, wie Grawe et al. sie in ihrer »Metaanalyse« vorlegen, einen Rückschritt zu Phase 1 der Psychotherapieforschung, d. h. einen Rückschritt um einige Jahrzehnte produktiver Forschungstätigkeit. Daß dieser Rückschritt von einem Autor wie Grawe vollzogen wird, der noch 1986 ein »Zurück zur psychotherapeutischen Einzelfallforschung!«³ gefordert hat, kann nur befremden. Warum führt er, der sich immer als Kenner der komplexen methodischen Probleme einer seriösen Psychotherapieforschung angepriesen hat, eine Untersuchung durch, die sehr an »wissenschaftliche Ostern« erinnert: Die Forscher entdecken die Ostereier, die sie selbst versteckt haben! Wie Tschuschke, Kächele und Hölzer (1994) differenziert ausführen, präferiert die von Grawe et al. eingesetzte »Metaanalyse« durch die darin angewandten Auswahlkriterien und die willkürlichen Klassifizierungen einseitig bestimmte Verfahren, nämlich »klassische« und »modernistische« Verhaltenstherapien. Wen wundert es dann, daß diese versteckten Eier auch gefunden werden! Daß diese Verfahren dann in den Medien ausgesprochen geschickt als die »wissenschaftlich nachgewiesenerweise effizientesten Behandlungsmethoden« angepriesen werden, ist schlichtweg unseriös.⁴

³ An anderer Stelle schrieb Grawe (1986) im Zusammenhang mit einer Sichtung von Ergebnissen zur Therapieforschung, daß wir aus den zahlreichen durchgeführten experimentellen Untersuchungen vor allem einen Schluß ziehen könnten: »Die Herangehensweise, mit der wir uns unserem Gegenstand bisher genähert haben, ist offensichtlich diesem Gegenstand nicht angemessen.« (S. 532) Daher erstaunt es, daß er seiner Metaanalyse die von ihm selbst kritisierten experimentellen Untersuchungen zugrundelegt.

⁴ Ein solcher, für mich fast unverständlicher Gesinnungswechsel und das hemmungslose Vermarkten von Forschung im Sinne eines konservativen Zeitgeistes läßt mich an die für mich immer noch zentrale Arbeit von Devereux (1967) *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* denken. Jeder Psychotherapieforscher, der sich auf seinen Forschungsgegenstand ernsthaft einläßt, kennt die Angst, der Komplexität und der Vielschichtigkeit der untersuchten Psychotherapien bzw. den betroffenen Patienten und Therapeuten nicht gerechtzuwerden. Habe ich den therapeutischen Prozeß wirklich einigermaßen verstehen können? Habe ich ihn adäquat beschrieben? Sind meine Meßmethoden geeignet, Wichtiges des untersuchten Geschehens und seines Ergebnisses zu erfassen? Sind meine Interpretationen stimmig? Entsprechen diese jenen von Patient und Therapeut einigermaßen, oder habe ich eigene Projektionen oder andere Phantome untersucht? Habe ich nicht doch die betroffenen Menschen für mein Forschungsanliegen in irgendeiner Weise mißbraucht? Im Buch von Grawe et al. sucht man vergebens nach solchen Selbstzweifeln und selbstkritischen Evaluationen. Bei dem ganzen Duktus des Buches, der Süffisanz, mit der aus einer »Metaperspektive« über fast tausend Studien geurteilt wird (die Patienten tauchen allerdings nur noch als numerische Ziffern und »objektive« Werte auf), drängt sich eine Assoziation zu Devereux' These geradezu auf. Devereux postuliert, daß die »Sucht zu messen«, komplexe menschliche Phänomene in Zahlen zu bannen, auch der Angst des Forschers vor seinem Gegenstand dienen kann. Gerade das Fehlen jeglicher Selbstunsicherheit und

Die breite und politisch sehr wirksame Rezeption des Buches und der pseudowissenschaftliche Charakter der Studie zwingen mich und andere – sogar Personen, die mit Grawe zusammenarbeiteten wie Kächele (1995) oder Meyer (1994) – zu einer öffentlichen Distanzierung und zur Kritik an seiner Studie. Auch ein nichtpsychoanalytischer Wissenschaftler, B. Rüger (Professor für Statistik), kritisiert aus der Sicht seines Fachs die Metaanalyse fundiert. Er schreibt:

»Allen diesen Problemen und den zu ihren Lösungen erforderlichen anspruchsvolleren statistischen Methoden geht Grawe aus dem Wege. Auf seine hochkomplexe, multivariate und umfangreiche Datenmenge (mit primär ca. $1000 \times 3500 = 3,5$ Millionen erhobenen Einzeldaten, vgl. Grawe, S. 55ff.) wendet er einfachste und vor allem nicht zulässige Verfahren an, Mängel, die vielfach überdeckt werden durch naive Zahlengläubigkeit und Überzeugungsbemühungen nichtstatistischer Art: Ist das der versprochene Weg von der Konfession zur Profession?« (S. 15).

Daher kann es sich bei der Studie von Grawe et al. nicht um einen wissenschaftlichen Beitrag zur Professionalisierung der Psychotherapie handeln, sondern wohl eher um eine politische Kampfschrift,⁵ die vor dem Hintergrund eines spezifischen Zeitgeistes verständlich wird. Hoffmann (1992) fragt nach einer differenzierten Auseinandersetzung mit Grawe et al.:

»... hat die von Grawe beschworene Psychotherapie der Zukunft nichts, überhaupt nichts mit Aufklärung, mit Emanzipation von Abhängigen, mit Verselbständigung von Unselbständigen im Sinn? Verstehe ich ihn recht, daß die Gesellschaft die Ziele und die Psychotherapieforschung nur das Werkzeug stellt? Hier, und eigentlich nur hier, ahne ich Konturen eines Grabens, der sich zwischen Klaus Grawes und meinem eigenen Psychotherapieverständnis auftun könnte« (S. 166f.).

Hoffmann erhebt hier einen sachlich zurückhaltenden Einspruch gegen Grawes ungebrochene und nicht einmal in Ansätzen reflektierte Funktionalisierung der Wissenschaft, der Psychotherapieforschung, durch (macht)politische Ziele und erinnert damit an die kulturkritische und klinische Substanz der Psychoanalyse, die im Gegensatz steht zu einem Zeitgeist der Effizienz, der Hektik und der optimalen Vermarktung subjektiver Wünsche und Sehnsüchte (vgl. dazu Mertens, 1994, 1995). Für mich hat Marcuse in unübertroffener Schärfe schon 1965 in seiner Arbeit »Das Veralten der Psychoanalyse« auf die kulturkritische Funktion der Psychoanalyse hingewiesen:

Selbstkritik der eigenen Studie, den eigenen Daten und Interpretationen gegenüber ist oft ein Indikator, daß solche Abwehrprozesse bei den Forschenden zu vermuten sind.

⁵ Als politische Kampfschrift ist die Studie trotz ihres pseudowissenschaftlichen Charakters leider sehr erfolgreich. Z. B. macht es viele in der Forschung tätige Therapeuten unterschiedlicher Orientierung betroffen, daß die Daten der Metaanalyse als Grundlage des Gutachtens zum Psychotherapeutengesetz dienten (vgl. Meyer, Richter, Grawe et al., 1991).

»Heute hängt die Chance der Freiheit in hohem Maße von der Kraft und Bereitschaft ab, sich der Massenmeinung zu widersetzen, unpopuläre politische Praktiken zu verfechten, die Richtung des Fortschritts zu ändern. Die Psychoanalyse kann keine politische Alternative bieten, aber dazu beitragen, private Autonomie und Rationalität wiederherzustellen. Die Politik der Massengesellschaft beginnt zu Hause mit der Verminderung des Ichs und seiner Unterwerfung unter das kollektive Ideal. Der Widerstand gegen diesen Trend kann ebenfalls zu Hause beginnen: die Psychoanalyse kann dem Patienten helfen, mit einem eigenen Gewissen und eigenem Ichideal zu leben, was durchaus bedeuten kann – in Absage und Opposition gegenüber dem Bestehenden.

So zieht die Psychoanalyse ihre Stärke aus ihrem Veralten: aus ihrer Insistenz auf den individuellen Bedürfnissen und Möglichkeiten, die von der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung überholt worden sind. Was veraltet ist, ist deswegen nicht falsch. Wenn die fortschreitenden Industriegesellschaften und ihre Politik das *Freudsche Modell des Individuums und seiner Beziehung zur Gesellschaft haben hinfällig werden lassen, wenn sie die Kraft des Individuums, sich von den anderen abzulösen, ein Selbst zu werden, und zu bleiben, untergraben haben, dann beschwören die Freudschen Begriffe nicht nur eine hinter uns liegende Vergangenheit, sondern auch eine neu zu gewinnende Zukunft*« (S. 105, Hervorh. M. L.-B.).

Auch heute fühlen sich viele Psychoanalytiker dieser »antiquierten« kulturkritischen Tradition verpflichtet, wenn sie im interdisziplinären Dialog mit anderen Wissenschaften versuchen, zum vertieften Verständnis aktueller gesellschaftlicher Konflikte wie z. B. dem wiederauflebenden Antisemitismus, von Nationalismus und Fremdenhaß oder anderen Phänomenen der Moderne beizutragen (vgl. u. a. Bohleber und Kafka, 1992; Bohleber, 1994; Bürgin und Biebricher, 1992; Erdheim, 1992; Hartmann, 1994; Leuzinger-Bohleber, 1994; Richter, 1994). Der genuin psychoanalytische Beitrag zu diesem interdisziplinären Dialog beruht auf Forschungsergebnissen aus der minutiösen und in der Regel sich über mehrere hundert Stunden erstreckenden Interaktion mit einzelnen Menschen in der psychoanalytischen Situation, d. h. intensiven psychoanalytischen Einzelfallstudien. – Auch wenn ich auf spezifische Klippen bei dieser Art von Forschung noch eingehen werde, ist sie für mich immer noch eine einzigartige und produktive Forschungsmethode, worauf auch die breite Rezeption der Psychoanalyse in den Sozialwissenschaften hinweist. Doch erweist sich diese Forschungsmethode als widerspenstig gegen einen Zeitgeist des »Rascher«, »Billiger« und »Effizienter«; daher bedeutet Grawes Forderung einer »Allgemeinen Psychotherapie« einen zentralen Angriff sowohl auf die klinische als auch auf die kulturkritische Substanz der Psychoanalyse.

Ich möchte mich auf einige Überlegungen zentrieren, die m. E. nach wie vor für eine detaillierte Berücksichtigung des Einzelfalls in der Psychotherapieforschung, besonders in der Psychoanalyse, sprechen, auch wenn damit meist ein großer Aufwand und anspruchsvolle methodische und wissenschaftstheoretische Probleme verbunden sind. Sie stehen in

Zusammenhang mit dem spezifischen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse, als »Wissenschaft zwischen den Wissenschaften« (Modell, 1984), auf den ich daher kurz eingehen muß, den ich aber in diesem Rahmen nicht detailliert darstellen kann. Meine Gedanken dazu sind auch Ausdruck meiner Einschätzung, daß wir als klinische und empirische Forscher in der Psychoanalyse einen Weg finden müssen zwischen der Verweigerung eines kritischen Dialogs mit anderen Wissenschaften, dem Rückzug in den psychoanalytischen Elfenbeinturm einerseits und einer Überanpassung an Forschungsmethoden, die der Psychoanalyse inadäquat sind, andererseits. Die psychoanalytische Einzelfallforschung sehe ich in diesem Spannungsfeld, was ich an einigen Beispielen und Problemstellungen exemplarisch illustrieren möchte. Ich beleuchte dabei immer das gleiche, schon erwähnte Dilemma: Wie kann der Idiosynkrasie des Einzelfalls Rechnung getragen werden, ohne auf den Anspruch ganz zu verzichten, daß Forschung immer auf generalisierbare Aussagen ausgerichtet ist?

2. Spezifische Forschungsprobleme in der Psychoanalyse – als einer »Wissenschaft zwischen den Wissenschaften«

Modell (1984) charakterisiert die Psychoanalyse als »eine Wissenschaft zwischen den Wissenschaften«, die zum einen, ähnlich wie die hermeneutischen Wissenschaften, die Empathie als Beobachtungsmethode verwende und den Menschen von innen sehe, zum andern aber ihre Beobachtungen den organisierenden Prinzipien der Metapsychologie unterwerfe, die den Menschen von außen sehe. Dieser rasche Wechsel von der Ich-Du-Beziehung (der empathischen Identifikation) zur Ich-Es-Beziehung (der naturwissenschaftlichen Beobachtungsposition) sei ein Charakteristikum der Psychoanalyse, die aus diesem Grunde in keine der gängigen wissenschaftstheoretischen Positionen passe. Diese Zwischenposition stellt die psychoanalytische Forschung vor schwierige Probleme. Lorenzer, der diesen Fragen Jahrzehnte intensiver Forschungsarbeit widmete, schreibt:

»Natürlich bereitete dieser Doppelcharakter immer schon Unbehagen, und zwar – damals wie heute – nicht zuletzt deshalb, weil er die Psychoanalyse zwischen alle gewohnten wissenschaftstheoretischen Zuordnungen placierte. So ist es auch nicht verwunderlich, daß sich unter denen, die überhaupt auf den wissenschaftstheoretischen Standort der Psychoanalyse reflektieren, zwei entgegengesetzte Fraktionen ausbildeten: eine, die Psychoanalyse ganz aufs Terrain einer Handlungstheorie, also auf die Seite der Sozialwissenschaften zu ziehen sich bemüht (ich erwähne hier aus jüngster Zeit Roy Schafer), und eine andere, die Psychoanalyse in den Rahmen der Neurophysiologie zurückführen möchte, um Freud als »Biologen der ›Seele‹« – so Sulloway – zu purifizieren. Der gemeinsame Irrtum beider Par-

teien ist der Wunsch, den schwebenden Zwischencharakter der Psychoanalyse nach der einen oder anderen Seite zu zerrén. Nicht von ungefähr ist beiden Gruppen die metapsychologische Begrifflichkeit ein Dorn im Auge: der einen, weil sie sich nicht weit genug, und der anderen, weil sie sich zu weit weg von der Physiologie entfernte« (1985, S. 11).

Durch die eindeutige Zuordnung der Psychoanalyse zur Naturwissenschaft oder aber zur Geisteswissenschaft werde der Schwebcharakter der Psychoanalyse verschleiert, womit ein wesentliches Moment ihrer Zwischenposition verlorengelhe, was nach Lorenzer z.T. ihr Widerstandspotential ausmacht. Denn es sei ihre Aufgabe, die Psychologie als Psychologie in Frage zu stellen, die Sozialwissenschaft als Soziologie und als Biologie dem Erkenntnisinteresse biologischer Forschung zu widersprechen.

Dieser Anspruch an die Psychoanalyse mag heute sehr unbescheiden klingen; doch scheint mir immer noch zu gelten, daß eine differenzierte klinische, aber auch ernsthafte empirische Forschung in der Psychoanalyse sich den spezifischen wissenschaftstheoretischen Fragen der Psychoanalyse stellen muß, da von ihrer Beantwortung nicht nur das konkrete Forschungsdesign, sondern auch die darin enthaltenen Wahrheitskriterien und das eigene Erkenntnisinteresse (vgl. Habermas, 1968) – unreflektiert oder reflektiert – determiniert werden. In dieser Dimension liegen die »wirklichen Gräben«, die die Psychoanalyse von der Verhaltenstherapie auch in ihren modernistischen Formen trennt. Strenger (1991) legt eine sorgfältige Analyse zu den Unterschieden zwischen verschiedenen psychotherapeutischen Ansätzen, vor allem den behavioristischen und psychoanalytischen, aus einer philosophischen, erkenntnistheoretischen und wissenschaftstheoretischen Perspektive vor. Er zeichnet nochmals nach, wie die akademische Psychologie, geprägt durch eine *behavioristische Tradition*, ein *hochspezifisches Kriterium von »Wahrheit«*, das *Empirieparadigma*, erstmals von Hume formuliert, als *alleiniges Kriterium stilisiert* (vgl. Habermas, 1968; Leithäuser und Bender, 1985; Körner, 1985). Dieses scheinbar »objektive empirische Wahrheitskriterium« verschleiert u. a. die unterschiedlichen weltanschaulichen, philosophischen und ethischen Basisannahmen, die unterschiedlichen Therapieformen zugrundeliegen.

Die Freudsche Psychoanalyse ist einer Ethik verpflichtet, die Strenger als *stoische* charakterisiert. Kulturelle Errungenschaften beruhen nach Freud notwendigerweise auf dem Verzicht auf Triebbefriedigungen: Das Individuum muß im Laufe seiner Sozialisation lernen, die Triebimpulse möglichst adäquat zu zügeln und in verschiedenen Formen der Sublimierung zu gestalten. Doch wie gut auch immer dieser Umgang mit den eigenen Triebimpulsen gelingen mag, er ist und bleibt mit Konflikten

und mit der kulturellen Forderung nach Verzichtleistungen verbunden. Ziel einer Psychoanalyse ist nie das ungetrübte Glück, die Harmonie mit der persönlichen und gesellschaftlichen Umwelt: An die Stelle des »neurotischen Elends« kann im besten Falle das »gemeine Unglück« treten. Diese kulturpessimistische Grundhaltung verbindet Freud allerdings mit der leidenschaftlichen Überzeugung, daß der Mensch in der Lage ist, Autonomie und Individualität auszubilden. »Freud denies his patients everything except insight which they will come to know the truth about themselves. He thinks that this will be enough to cure them. Notwithstanding his deterministic credo, Freud ultimately sees the responsible agent, the person, at the center of character traits and symptoms« (Strenger, 1991, S. 175). Aus diesem Grunde ist er überzeugt, daß eine Verhaltensänderung nur »von innen«, vom Individuum selbst, zustandekommen kann, nämlich durch Einsicht in die bisher unbewußten Determinanten neurotischen Verhaltens, und nicht »von außen« durch bloße Manipulation der Umgebung des Menschen. Diese ethische Grundeinstellung unterscheidet sich diametral von jener der Verhaltenstherapie, die sich nach Strenger gerade dadurch auszeichnet, daß sie ihrer Therapieform keine Persönlichkeitstheorie zugrunde legt. Strenger führt dies u.a auf den entscheidenden Einfluß von Skinner auf die Entwicklung der Verhaltenstherapie zurück, vor allem auf seine streng empiristisch-experimentelle Sicht des Menschen und auf sein Postulat, daß das menschliche Verhalten durch systematische Beeinflussung der Umgebung (z. B. durch positive Verstärkung erwünschten Verhaltens) beliebig zu verändern sei. Strenger verfolgt anschließend den Einfluß dieser weltanschaulichen und ethischen Grundannahmen auf die Definition von »Wissenschaft«, aber auch auf die konkreten Zielsetzungen der Therapien.

»Where the behavior therapist sees painful affects, he thinks of ways of extinguishing them. The analyst instead tries to trace the affect and its underlying meanings as precisely as he can in order to discover their origins. The behavior therapist tries to persuade the patient to stop irrational cognition and emotion; the analyst attempts to help the patient to integrate them into his image of himself. The behavior therapist tries to provide efficient ways to resolve conflicts; the analyst attempts to help the patient to live with complexities and the pain and guilt of human existence which psychoanalysis sees as inevitable conflict ridden. The difference in outlook also has a profound ethical aspect: for the behavior therapist the good life is that in which problems are not created artificially, and instead avoided or resolved efficiently. For the analyst the mature person is capable of bearing the complexities and tragic conflicts of humans existence with little or no distortion. The analyst and the behavior therapist do not share much of a common ground of values.....The psychoanalytic vision of reality, ... is primarily tragic: conflicts and tensions are essential to the condition humaine, hence happiness cannot exist in trying to change the inevitable, but in being able to live with it. My characterization (d.h. jene von Messer und Winokur, 1980, M. L.-B.) concords well with my view of the behaviorist ethic as utilitarian and the psychoanalytic ethic as stoic...« (S. 179ff.).

Die Bereitschaft, sich unkritisch einem gesellschaftlichen Utilitarismus und Funktionalismus hinzugeben, ist aus dieser Sicht nicht zufällig, sondern korrespondiert mit der oft nur impliziten Ethik und Auffassung des Menschen, die der Verhaltenstherapie, auch im modernen Gewand von Grawes »Allgemeiner Psychotherapie«, zugrundeliegen. Es versteht sich von selbst, daß sich aus diesen unterschiedlichen philosophischen Grundannahmen unterschiedliche Zielsetzungen von Therapien, von deren Effizienz und dem anzustrebenden therapeutischen Prozeß, aber auch von »wissenschaftlicher Wahrheit« ergeben.

Noch eine kurze Bemerkung zum spezifischen Forschungsgegenstand der Psychoanalyse, dem Unbewußten und seinen methodischen Implikationen. Aus dem spezifischen Forschungsgegenstand der Psychoanalyse ergeben sich verständlicherweise spezifische Probleme für die psychoanalytische Forschung. Per definitionem entzieht sich das Unbewußte der direkten Beobachtung. Die Frage, wie Unbewußtes dennoch erforscht werden kann, begleitet den psychoanalytischen Diskurs von Beginn an. Die Entdeckung der freien Assoziation, von Fehlhandlungen und Fehlleistungen, der Traumdeutung als »via regia zum Unbewußten« und – zunehmend radikaler – von Übertragung und Gegenübertragung, des szenischen Geschehens und unbewußter Dimensionen in der therapeutischen Beziehung selbst sind Themenkomplexe in der psychoanalytischen Forschungsgeschichte, an denen sich die Diskussion kristallisierte, eine dem psychoanalytischen Forschungsgegenstand adäquate Forschungsmethodik zu entwickeln. Auch heute finden verschiedene innerpsychoanalytische und interdisziplinäre Diskurse zu diesen Fragen statt.⁶

Bevor ich auf Versuche, auch in empirischen Studien unbewußte Determinanten des Verhaltens mit zu erfassen, noch weiter eingehe (vgl. 3.3) möchte ich exemplarisch einen dieser Diskurse kurz erwähnen, da er für die Bedeutung von Einzelfallstudien in der psychoanalytischen For-

⁶ Allerdings soll die Vielfalt des psychoanalytischen Diskurses zu diesen Fragen nicht verschleiern, daß der Rekurs auf den nicht direkt zu beobachtenden Forschungsgegenstand, das Unbewußte, in der Wissenschaftsgeschichte der Psychoanalyse auch zuweilen dazu diente, sich dem interdisziplinären Dialog mit anderen Wissenschaften zu entziehen und sich, selbstgerecht und dogmatisch, in den psychoanalytischen Elfenbeinturm zurückzuziehen. Andere Psychoanalytiker haben sich trotz der erwähnten Schwierigkeiten intensiv um wissenschaftliche Dispute innerhalb und außerhalb der psychoanalytischen Community bemüht (vgl. u. a. Dahl, Kächele und Thomä, 1988; Emde, 1991; Fonagy und Target, 1994; Gill und Holzman, 1976; Horowitz, 1981; Kernberg, 1981; Kestenberg, 1988; Klein, 1976; Krause, 1992; Köhler, 1990; Körner, 1985; Leuzinger-Bohleber, Schneider und Pfeifer, 1992; Luborsky et al., 1988, 1993; Moser, v. Zeppelin und Schneider, 1991; Schafer, 1980; Spence, 1982; Stern, 1985; Weiss et al., 1986).

schung entscheidend ist. Er wurde als Diskurs zur »Theoriekrise der Psychoanalyse« bezeichnet. Bei einigen daran beteiligten Autoren spielte das Leib-Seele-Problem eine entscheidende Rolle bei der wissenschaftstheoretischen Lokalisation der Psychoanalyse (vgl. Dennett, 1994). Gill, Schafer und Klein diskutierten, bezugnehmend auf Dilthey, erneut die zentrale Unterscheidung zwischen »Erklären« und »Verstehen« in Natur- und Geisteswissenschaften. Dilthey versuchte sich mit dieser Differenzierung bekanntlich gegen einen naturwissenschaftlich-mechanistischen Reduktionismus bei der Untersuchung geisteswissenschaftlicher Problemstellungen zu wehren: Bei solchen Fragestellungen stehe das idiosynkratische Verständnis individueller Personen, Ereignisse und Kunstwerke im Zentrum, während es dem Gegenstand der Naturwissenschaften entspreche, nach Erklärungen zu suchen und allgemeine Gesetzmäßigkeiten zu entdecken und zu untersuchen (daher werden sie als nomothetisch oder nomologisch definiert). Holt (1981) schließt sich neueren Wissenschaftstheoretikern wie Polany und Sherwood an, die diese Dichotomie für überholt und falsch erklären: Verstehen und Erklären seien zwei komplementäre Zielsetzungen sowohl in den Natur- als auch in den Geisteswissenschaften. Zwar benötigten die Geisteswissenschaften ihre eigene Forschungsmethodologie, die aber – und hier setzt sich Holt entschieden von Home (1966) ab – keineswegs weniger präzise, begrifflich und gedanklich scharf und anspruchsvoll sein müssen. Holt greift Eysenck und Skinner an, weil sie durch ihre polarisierenden Arbeiten wesentlich dazu beigetragen hätten, wissenschaftshistorisch die falsche Dichotomie zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften zu verfestigen und das Vorurteil in die Welt zu setzen, »...that science is a wholly objective business, cold and completely rational, requiring only quantitative precision, with meticulous handling of cut – and dried facts which are either directly perceived or established by the operation of automatic machines, and put together by unambiguous rules of logic« (S.133). Auch Psychoanalytiker seien durch solche Vorurteile geprägt worden, laut Holt mit ein Grund für die aktuelle Theoriekrise.

Eine teilweise neue Sicht mit produktiven forschungspraktischen Perspektiven eröffnet Strenger (1991). Auch für ihn steht die Nähe der Psychoanalyse zu hermeneutischen Wissenschaften außer Frage. Detailliert diskutiert er, daß Psychoanalytiker, analog zu Historikern und Juristen, aufgrund von Beobachtungen in der analytischen Situation auf komplexe unbewußte Bedeutungsstrukturen bei ihren Analysanden schließen. Sorgfältig arbeitet er Qualifikationskriterien heraus, die Außenbeobachtern ermöglichen, sowohl die »wissenschaftliche Seriosität« eines Histo-

rikers als auch eines Psychoanalytikers zu evaluieren (S.123 ff.). Abschließend setzt er sich nochmals mit dem Angriff Grünbaums auf die hermeneutische Position der Psychoanalyse auseinander und diskutiert deren Schwächen bezüglich des interdisziplinären Dialogs mit anderen Wissenschaften. Er gibt Grünbaum in einem Punkt seiner Kritik recht, indem er zeigt, daß sich *die Psychoanalyse nicht mit der internen narrativen Kohärenz ihrer Deutungen begnügen kann*, sondern diese durch eine *externe Kohärenz* ergänzen muß. Um seine These zu illustrieren, bezieht er sich auf einen Einwand Grünbaums, der anhand eines Fallbeispiels einer Schizophrenen mit Wahnvorstellungen provokativ postuliert, daß die »narrative Kohärenz« einer psychoanalytisch-hermeneutischen Interpretation, die den Wahn der Patientin auf Fragmentierungsprozesse des Selbst zurückführt, logisch jener gleichzusetzen ist, die ein Exorzist in seiner Interpretation vorlegt, daß die Patientin mit dem Satan verbündet sei (»Schamanenbeispiel«). Strenger arbeitet den Unterschied zwischen diesen beiden hermeneutischen Interpretationen heraus und illustriert sein Konzept der *externen Kohärenz*, *das als Gütekriterium hermeneutischer Interpretationen der »klassischen«, der »narrativen Kohärenz« ergänzend gegenübergestellt werden kann. »Externe Kohärenz« umschreibt er folgendermaßen:*

a) Eine erste Forderung besteht darin, daß sich eine Theorie (der auch narrative Erklärungen subsumiert werden können) als *konsistent* mit allgemein akzeptierten Erklärungen (»generally accepted explanations«, S.189) erweisen muß. Als Beispiel aus der psychoanalytischen Wissenschaftsgeschichte führt Strenger den Einwand Kernbergs (1980) an: Das Konzept der paranoid-schizoiden Position von Melanie Klein als Konzept für die kognitiven Prozesse des Säuglings bis zum 3.Lebensmonat sei nicht mit den Untersuchungen von Piaget und anderen Entwicklungspsychologen vereinbar und müßte daher, mindestens was die lebengeschichtliche Lokalisation dieser psychischen Mechanismen betreffe, modifiziert werden.

b) Eine zweite Forderung besteht darin, daß sich eine Theorie als *kohärent* mit dem allgemein akzeptierten Wissensstand erweisen muß, wobei die Kohärenz, verglichen mit jenem der Konsistenz, das strengere Kriterium darstellt. Als Illustration greift er auf das erwähnte Beispiel des schizophrenen Wahns zurück. Die Interpretation des Exorzisten ist nicht kohärent mit unserem westlichen »accepted background knowledge«. Beispiele aus der psychoanalytischen Geschichte, die illustrieren, daß Konzepte aus analogen Gründen in der wissenschaftlichen Community auf Ablehnung stoßen, ist die auf Larmarckschen Postulaten beruhende These des Vaternozs durch die Urhorde in Freuds Arbeit *Jenseits des Lustprinzips* (1920) und die biologische Begründung des Todestribs bei Freud.⁷

⁷ Anhand der Beispiele wird deutlich, was mit »generally accepted knowledge« Wissen von hoher wissenschaftlicher Akzeptanz gemeint ist (»die Erde ist rund, keine Scheibe«). Psychoanalytisches Wissen kann oft, wie wir dies im Zusammenhang mit deren kulturkritischer Funktion angesprochen haben, im Widerspruch zum Wissen des »gesunden Menschenverstandes« oder auch bisher akzeptierter Wissensbestände anderer Wissenschaften (z. B. der akademischen Psychologie) stehen.

Beide Kriterien, Konsistenz und Kohärenz, werden in der Forderung nach »*externer Kohärenz*« zusammengefaßt. Strenger versucht auf diese Weise, die Psychoanalyse in einen kritischen interdisziplinären Dialog mit anderen Wissenschaften zurückzuführen. M. E. lassen sich aus seinen Überlegungen einige konkrete Vorschläge ableiten, wie auch die klinische Einzelfallstudie in der Psychoanalyse, im Strengerschen Sinne, »wissenschaftlich« abgestützt werden kann (vgl. 3.3).

3. Einzelfallstudien: oft einzig adäquate Forschungsstrategie sowohl in den Human- und Naturwissenschaften als auch in der Psychoanalyse

Bei meinem Plädoyer für psychoanalytische Einzelfallstudien geht es nicht nur um wissenschaftstheoretische und methodologische Argumente, sondern vor allem um klinisch-psychoanalytische Erfahrungen mit Patienten, von denen keiner die gleiche Geschichte, die gleiche Symptomatik und den gleichen Veränderungswunsch hat. Um das eingangs erwähnte Dilemma zu wiederholen: Wie kann dieses Faktum in der Forschung berücksichtigt werden, in der es immer auch um Vergleiche geht, um das Bemühen, den Einzelfall in einen größeren Kontext zu stellen? Ist Forschung am Einzelfall daher nicht eine Paradoxie, da Forschung immer auf Verallgemeinerungen zielt? Riedel (1981) bemerkt dazu:

»Die Gegenüberstellung von *idiographischer* oder *individualisierender* und *nomothetischer* oder *generalisierender* Wissenschaft enthält eine falsche Alternative. Das Grundproblem der Theorie des Verstehens ist die Möglichkeit einer allgemeingültigen Erkenntnis der Einzelpersonen, ja der großen Formen singulären menschlichen Daseins überhaupt. Aber daraus folgt nicht, daß alle geisteswissenschaftlichen Aussagen singulär sein müssen, wie umgekehrt auch nicht alle naturwissenschaftlichen Aussagen generell sind. Die Geschichte (oder auch die Psychologie, d. V.) auf bloße Beschreibung individueller Phänomene zurückzuführen hieße, ihr überhaupt den wissenschaftlichen Status absprechen und jenem Dogmatismus der vormodernen (klassisch-griechischen und mittelalterlich-scholastischen) Philosophie verfallen, wonach es vom Einzelnen keine Wissenschaft geben könne« (S. 70, zit. nach Jüttemann, 1990, S. 10).

Dieses Dilemma betrifft übrigens nicht nur die Psychoanalyse, sondern die Sozial- und Humanwissenschaften im allgemeinen und vermehrt auch die Naturwissenschaften.

3.1 Qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften

Qualitative Methoden haben in den Sozialwissenschaften in den letzten Jahrzehnten einen großen Aufschwung erlebt. Flick (1990) stellt, bezugnehmend auf Lüders und Rechertz, fest, daß Soziologie wie Psychologie die Fallstudie als Erkenntnisinstrument zurückgewinnen. Qualitative

Analysen seien durch die Bank Fallanalysen, und dem eigenen Verständnis nach müßten sie es auch sein (S. 184). Verschiedene konkurrierende Methoden zu qualitativen Interpretationen von Texten wurden vorgelegt (z. B. die tiefenhermeneutischen Verfahren nach Lorenzer, die objektive Hermeneutik nach Oevermann, narrative Interviews nach Schütze). In der fast unüberschaubaren Fachliteratur werden viele der oben angedeuteten wissenschaftstheoretischen, methodologischen und philosophischen Fragestellungen eingehend diskutiert. Vereinfacht zusammengefaßt könnte man darin das gemeinsame Anliegen sehen, daß mit verschiedensten methodischen Zugangsweisen versucht wird, dem subjektiven Faktor in den Sozialwissenschaften gerecht zu werden und das Einzelschicksal in den Fokus der Forschungsbemühungen zu stellen. Manche Forscher vertreten offensiv, daß sie jede Generalisierung und den Versuch, Einzelfälle als exemplarisch für breitere Phänomene zu interpretieren, ablehnen. Andere entwickelten spezifische Verfahren, ihre am Einzelfall beobachteten Strukturen mit allgemeinen in Verbindung zu setzen (z. B. vergleicht Schütze Beobachtungen bei einem Subjekt mit dem semantischen Wissen, das die Mitglieder einer bestimmten Kultur miteinander verbindet). Ich kann hier auf diese unterschiedlichen Konzeptualisierungen nicht weiter eingehen, sondern nur ein Beispiel herausgreifen, das die theoretische Forderung von Strenger, narrative Kohärenz durch externe Kohärenz zu ergänzen, konkret umsetzt:

Quindeau (1994) entwickelte für ihre Interpretationen von Interviews mit Überlebenden der Shoa ein »oblique-hermeneutisches« Verfahren. Sie präsentierte ihre Interpretationen der Interviews (mit ihrer vorläufigen »narrativen Kohärenz«) zwei psychoanalytischen Expertinnen auf dem Gebiete der psychoanalytischen Holocaust-Forschung, Kestenberg und Kahn bzw. Oliner. Beide Expertinnen evaluierten unabhängig voneinander die von der Autorin vorgelegten Interpretationen, indem sie diese sowohl mit Originaldaten aus den Interviews, ihren Beobachtungen der stattgefundenen Übertragungsdynamik als auch mit all ihrem Expertenwissen zu der Thematik in Verbindung setzten, auf Unstimmigkeiten und Widersprüche in den Interpretationen aufmerksam machten etc. In mehreren sich daran anschließenden Reflexions- und Modifikationsprozessen versuchte die Autorin anschließend, diese kritischen Einwände zu berücksichtigen und in eine neue Interpretation zu integrieren, in der interne und externe Kohärenz miteinander in Einklang gebracht wurden.

3.2 Exemplarische Beispiele aus Nachbarwissenschaften: gut dokumentierte Einzelfallstudien als Prüfsteine des Erklärungspotentials neuer Theorien

Wenigstens am Rande zu erwähnen ist, daß auch in den Naturwissenschaften die Einzelfallforschung keinesfalls derart im Abseits steht, wie uns das z. T. die erwähnten Vorurteile vermuten lassen; denken wir hier nur an das Gebiet der medizinischen Klinik, in der viele Erkenntnisse auf

auf Krankheitsverläufen einzelner Patienten beruhen (vgl. dazu die bekanntgewordenen Einzelfallstudien neurologischer Patienten von Sacks, 1985).

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß gut dokumentierte Einzelfallstudien wissenschaftshistorisch immer wieder Anlaß zu revolutionären Theorieentwicklungen waren. Z. B. befaßt sich Rosenfield (1988) in seinem für die neuere Gedächtnisforschung wichtigen Buch *The Intervention of Memory* eingehend mit den »klassisch-neurologischen Fallstudien« zu – oft in Folge eines Unfalls – hirngeschädigten Patienten, die Ende des 19. Jahrhunderts von Autoren wie Broca, Wernicke und Lichtheim, Giraudeau, Dejerine und Dejerine und Bernstein herangezogen wurden, um die sogenannte Lokalisationsthese zu untermauern. Gerade wegen der Einmaligkeit und Idiosynkrasie dieser Patienten, die in den umfassenden Dokumentationen ihrer Störungen und deren Beeinflussbarkeit festgehalten wurden, konnte nun, fast 100 Jahre später, ein Forscher aufgrund seither gewonnener Erkenntnisse zur Funktionsweise des Gehirns zu alternativen theoretischen Erklärungsmodellen der gleichen klinischen Störungen kommen. Daher sind die großen psychoanalytischen Falldarstellungen – »Dora«, »der kleine Hans«, »Rattenmann« – wissenschaftshistorisch gesehen keine exklusiven Ausnahmen.

3.3 Einzelfallstudien in der Psychoanalyse

Kritische Vorbemerkung: Forscher und Gläubige hie und dort: in der klinischen und in der empirischen Forschung

Obschon die psychoanalytische Psychotherapieforschung die Relevanz der Einzelfallstudien erst in den letzten Jahren wiederentdeckt zu haben scheint, bestand die klinische Forschung der Psychoanalyse, die »Junktim-Forschung«, immer schon aus Einzelfallstudien (vgl. Freud, 1927). Es ist unbestritten, daß die klinische »Junktim-Forschung« zu einem reichen Wissen zur unbewußten Psychodynamik psychogener Störungen und ihrer Behandlung sowie der sie determinierenden individuellen und kulturellen Faktoren verholfen hat. Doch führten die damit verbundenen Schwierigkeiten – die Gefahr der Suggestion, der selektiven Auswahl von Daten, die mangelhafte Überprüfbarkeit der Beobachtungen und Interpretationen durch Außenstehende u. a. m. – zu wiederkehrenden Angriffen auf diese genuin psychoanalytische Forschungsstrategie sowohl durch Psychoanalytiker selbst (vgl. u. a. Robinson, 1993; Thomä und Kächele, 1985; Meyer, 1993) als auch durch Vertreter anderer Psychotherapieschulen. Die Kritik von außen diente oft der Verschleierung

der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Unterschiede zwischen eigenen Auffassungen von »wissenschaftlicher Wahrheit« und jenen, die der Psychoanalyse und ihrer Junktimforschung zugrunde liegen. Doch auch innerhalb der psychoanalytischen Community waren die Kontroversen um den wissenschaftlichen Status der Psychoanalyse oft durch Ideologeme statt durch kritische Argumente geprägt. Zuweilen fiel dabei auf, wie sehr rigide Überich- und Ichidealforderungen eine konfliktfreudige, kreative und innovative Atmosphäre in diesen Diskussionen erschwerten und sich als hinderlich erwiesen, in gemeinsamer Anstrengung einen neuen Horizont für spezifische Problemlösungen psychoanalytischer Forschung zu eröffnen (vgl. Leuzinger-Bohleber, 1992). Daher wirkte eine neuere Arbeit von Moser (1991) ausgesprochen entlastend, in der er versuchte, diesen Diskurs auf eine neue, weniger »ideologische« Ebene zu heben, indem er zwei neutrale, aus der Welt der Informatik stammende Termini verwandte, um *zwei sich unterscheidende, aber gleichwertige* Forschungsstrategien in der psychoanalytischen Forschung zu definieren: die eben skizzierte »Junktim-Forschung« charakterisierte er als »*On-Line-Forschung*«⁸ und stellte ihr die »*Off-Line-Forschung*« gegenüber, die sich der nachträglichen Untersuchung von Materialien aus Psychoanalysen oder psychoanalytisch orientierten Psychotherapien (Tonbändern, Videoaufzeichnungen, Tagebüchern etc.) mit Hilfe eines breitgestreuten methodischen Arsenalts widmet. Aus den angedeuteten wissenschaftspolitischen Gründen reklamierte die Off-Line-Forschung bis vor kurzem in der Psychotherapieforschungsliteratur für sich einen exklusiven Anspruch auf »Wissenschaftlichkeit«. Moser relativiert diese Überzeugung: Für ihn können beide Forschungsstrategien Ausdruck des wissenschaftlichen Bemühens darstellen, sich dem komplexen Forschungsgegenstand der Psychoanalyse, dem Unbewußten, anzunähern. On-Line- und Off-Line-Forschung stellen daher unterschiedliche, gleichwertige und sich potentiell ergänzende Forschungsstrategien dar. »Der psychoanalytische Therapeut und Praktiker ist ein *On-line*-Wissenschaftler (Psychotherapieforschung hingegen ist heute noch *Off-line*-Wissenschaft)« (Moser, 1991, S.318). Beide Forschungsstrategien weisen ihre Vorzüge, aber auch ihre Schwächen auf, die durch Forscherpersönlichkeiten mit einer skeptischen, selbstkriti-

⁸ On-Line-Forschung zeichnet sich u. a. dadurch aus, daß der forschende Psychoanalytiker in der analytischen Situation immer zum Handeln gezwungen ist, i. a. W. beeinflussen die Ergebnisse seines ständigen Forschungsprozesses (z. B. seiner Minithorien, Konzepte etc.) fortlaufend seine psychoanalytische Interaktion (z. B. durch seine Interpretationen, aber auch durch Gegenübertragungsreaktionen, nonverbale Äußerungen etc.).

schen Forschungsidentifikation wahrgenommen und kritisch reflektiert, durch Persönlichkeiten, die eher auf der Suche nach letzten Sicherheiten und Glaubensüberzeugungen sind, eher negiert und überspielt werden. Sowohl in der On-Line- als auch in der Off-Line-Forschung, sowohl in der nomothetischen als auch in der hermeneutisch ausgerichteten psychoanalytischen Forschung finden wir Forscher im aufklärerischen Sinne neben »Gläubigen«. Das unerschütterliche Vertrauen in narrative Sinnstrukturen ist nicht weiter von einer selbstkritischen Forschung entfernt als das unerschütterliche Vertrauen in objektive Zahlen. Im Gegensatz dazu ist nach Moser die forschende Grundhaltung immer durch »Verdacht und Irrtum« gekennzeichnet, in der On-Line- wie in der Off-Line-Forschung:

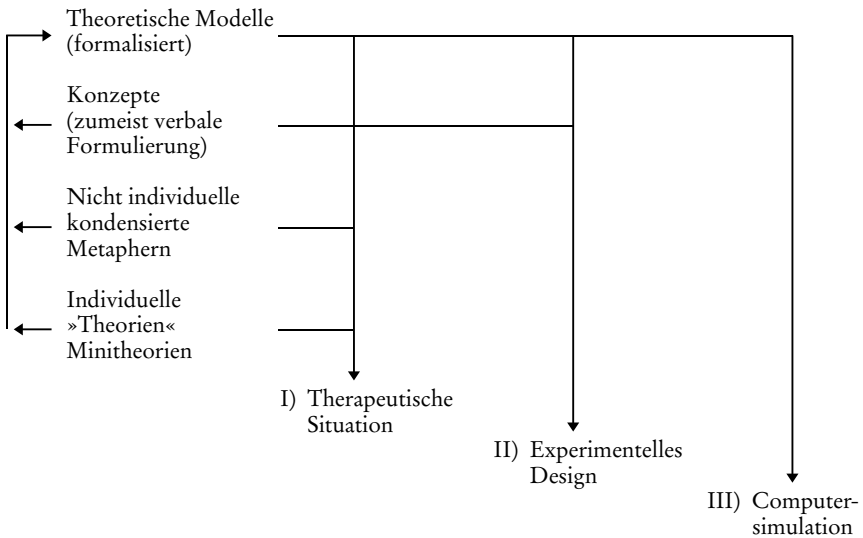
»Auf diese Grundprinzipien (>Verdacht und Irrtum«, M. L.-B.) werden sich Forschung und Praxis einigen können. Beide Tätigkeiten bestehen aus Irrtümern, und beide produzieren immer wieder Verdacht. Mit Statistik und Modellen wird der Täuschung und allfälligem Irrtum in der Wissenschaft begegnet. In der therapeutischen Situation gilt die Regel, daß nichts, kein Thema, kein Pfad, keine emotionale Regung zugunsten einer anderen außer Acht gelassen wird« (S. 131).

Psychoanalytische Situation – Empirische Studien – Computersimulation: unterschiedliche Forschungssituationen mit teilweise unterschiedlichen Forschungsparadigmata

Welche Möglichkeiten bieten sich nun dem On-Line- und dem Off-Line-Forscher, mit Täuschungen und Fehlern produktiv umzugehen und dadurch möglichst kritische und innovative Einsichten zu unbewußten Sachverhalten zu gewinnen? Und wie können Forscher in den idiosynkratischen, teilnehmenden bzw. nachträglichen Beobachtungen am Einzelfall die unverwechselbaren Besonderheiten dieses Einzelfalls verstehen, in dem sie eine spezifische Beobachtung mit analogen bei demselben Einzelfall vergleichen oder mit analogen aus anderen Einzelfällen in Beziehung setzen und auf diese Weise eventuell darin enthaltene generellere bzw. die davon abweichenden Strukturen erkennen? Einige solcher Möglichkeiten möchte ich im folgenden diskutieren und mich dabei auf eine Übersicht zur Generierung und Überprüfung von Theorien in der Psychoanalyse beziehen (Moser, 1989). Moser analysiert diese Theoriebildungsprozesse beim einzelnen Psychoanalytiker, aber auch bezogen auf wissenschaftliche Grundprinzipien ganz allgemein. Die Kenntnis solcher Prozesse scheint ihm für beide Gebiete, für die On-Line- und die Off-Line-Forschung, gleichermaßen wichtig, zeichnet sie doch verschiedene Wege nach, sowohl die Idiosynkrasie des Einzelfalls zu wür-

digen als auch vom Einzelfall zu generelleren Einsichten zu gelangen, die sich in eigenen Konzepten, Modellen oder Theorien niederschlagen: Er illustriert diese sukzessive Generalisierung des klinischen, vom Einzelfall ausgehenden Wissens u. a. anhand der folgenden Graphik:

Abb. 1: Wege der Instantiierung



Mit »Instantiierung« wird die Rückführung theoretischer Modelle bzw. Konzepte auf Praxissituationen (bzw. Experimente, Computersimulationen) verstanden. »Die Konzepte werden praktiziert, sie sind zu »guidelines«, zu Bestandteilen der Regulierung des analytischen Prozesses geworden. In der Sprache der »artificial intelligence« heißt das, wie bereits eingeführt: Instantiierung eines Modells. Im Unterschied zur bloßen Aktivierung, die lediglich darstellt und der Betrachtung zugänglich macht, bezeichnet die Instantiierung Benützung in Prozessen oder in der Regulierung von Prozessen« (S. 169). In der Psychoanalyse werden die drei in der Graphik enthaltenen Typen von Instantiierung von Modellen unterschieden. (Zu weiteren Erklärungen der Graphik vgl. weiter unten.)

Im Deutungsprozeß werden Minitheorien generiert, stellen Interpretationen Minitheorien, individualspezifische Modelle einer hochspezifischen, komplexen sensomotorisch-affektiven, bildhaften und sprachlichen Interaktionssituation dar. Jeder Deutung liegen schon komplexe, einzelfallbezogene Vergleichsprozesse klinischer Interaktionssituationen zugrunde, die – in der Interpretation – generalisiert werden. Auf diese Weise hat die Psychoanalyse als *Grundprinzip das Lernen an Einzelfällen* (»case based learning«) entwickelt:

»Auch dieser Prozeß führt mit der Zeit zu Verallgemeinerungen von Wissen, das, in irgendeiner Weise formuliert, auf weitere Fälle übertragen wird. Doch jede Generalisierung

bringt auch einen höheren Grad an Abstraktion mit sich, und die wiederum führt schließlich zu einer besseren Übertragbarkeit. Die affektiven und kognitiven Signifikationssysteme werden mit Hilfe von kondensierten Metaphern (condensed metaphors) so formuliert, daß sie sich auf viele Fälle anwenden lassen. Kondensierte Metaphern sind immer Darstellungen der bereits genannten generalisierten Situationen. Sie enthalten eine Erzählung einer generalisierten Szene, die jedoch eine strukturelle Ähnlichkeit mit der individuellen Situation hat, auf die sie sich, z. B. als Deutung, bezieht. Kondensierte Metaphern sind somit eine anschauliche, narrative Vorstufe des Konzeptualisierungsniveaus, deren Bedeutungsstruktur über den Einzelfall hinausgeht« (S. 163 f.).

Aus diesen kondensierten Metaphern werden – nun auf einem abstrakteren Niveau – Konzepte extrahiert. In den Konzepten sind die an Einzelfällen gewonnenen Erfahrungen und Einsichten gebündelt und generalisiert. In der Folge werden nun diese Konzepte an weiteren Einzelfällen überprüft und ständig der neuen Erfahrung angepaßt.⁹

Auf einem noch höheren Abstraktionsniveau bewegen sich die »theoretischen Modelle«, von denen Moser spricht, »wenn ein formales System eingeführt wird, um Strukturen und Relationen von Konzeptverbänden zu exemplifizieren« (S. 165). Es gibt stärkere und schwächere Formalisierungen. Zudem ist die Modellbildung im formalisierten Bereich stark abhängig von der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte. Konzepte und Prinzipien werden historisch von Zeit zu Zeit ausgewechselt.¹⁰

Auf diese Weise beschreibt Moser die sukzessiven Generalisierungsprozesse, immer ausgehend von Vergleichen zwischen einzelnen klinischen Beobachtungen oder anderen Daten zum Einzelfall. Je höher das Abstraktionsniveau der Generalisierungen schließlich ausfällt, desto breiter wird der Anspruch darin enthaltener Aussagen und deren Übertragbarkeit, desto problematischer wird aber auch die stringente Rückführung bzw. Anwendung dieser abstrakten Aussagen auf neue, konkrete Einzelfälle. Für die therapeutische Situation ist entscheidend, daß sowohl kondensierte Metaphern als auch Konzepte und schließlich die noch abstrakteren Modelle in Beziehung gesetzt werden müssen zu neuen, kon-

⁹ Typische Konzepte der Psychoanalyse sind z. B. Abwehr, Wunsch, Überich, Narzißmus, Selbstideal.

¹⁰ »Wenn die Psychoanalyse mit psychischen Prozessen arbeitet und gestörte Regulierungen von Interaktionen sowie gestörte Selbstregulierungen aufspürt und durch andere ersetzen möchte, so ist es besonders wichtig, Prozeßmodelle neuerer Art einzuführen. Die Kritik, die die psychoanalytische Metapsychologie aus den eigenen Reihen trifft, wirft ihr vor, veraltete Konzepte aus anderen Wissenschaften eingeführt zu haben, ohne daß sie durch individuelle Symbolisierung in die Praxis zurückgeführt werden könnten. Post hoc läßt sich eine solche Kritik immer anbringen. Die Dinge liegen aber komplizierter ... Bei allzu hektischem Einführen neuer theoretischer Modelle wird leicht vergessen, daß jedes auch noch so alte Modell aus der psychoanalytischen Empirie extrahiert worden ist. War es ein »gutes« Modell, so behält es einen Teil seiner Nützlichkeit, nicht unbedingt aber seine Validität« (ebd.).

kreten klinischen Beobachtungen, um der Idiosynkrasie des einzelnen Analysanden bzw. einer spezifischen psychoanalytischen Situation adäquat zu entsprechen, was in der Graphik mit den verbundenen Strichen dargestellt wird. Moser spricht hier von einem *Prozeß der symbolisierten Individualisierung*. Es ist wichtig zu betonen, daß durch diesen Prozeß der symbolisierten Individualisierung das hier thematisierte Dilemma nicht aufgelöst wird: Jeder neue Einzelfall kann durch bisher erworbenes theoretisches Wissen nur teilweise verstanden werden und wird sich durch seine Einmaligkeit jeder »generalisierten Festlegung« partiell entziehen. Der Wunsch, den Einzelfall in seiner Unverwechselbarkeit zu verstehen, ihn aber – bewußt oder unbewußt – mit allem bisherigen Wissen in Beziehung zu setzen, führt zu einer unauflösbaren Spannung im klinischen und forschenden Erkenntnisprozeß.

Meine These ist nun, daß alle diese Prozesse reflektiert oder unreflektiert, selbstkritisch oder affirmativ ablaufen können – in der klinischen und/oder in der empirischen Forschungssituation. Im folgenden werden einige Möglichkeiten diskutiert, die kritische, »forschende« Selbstreflexion bei diesen Theoriebildungsprozessen zu stärken. Ich folge dabei den drei erwähnten Wegen der Instantiierung von Modellen und diskutiere zuerst Möglichkeiten der klinisch-psychoanalytischen Forschung (I.), daraufhin der empirisch-psychoanalytischen Forschung (»experimentelles Design«: II.) und schließlich in der Computersimulation (III.).¹¹

I. Versuche einer kritischen, intersubjektiven Evaluation von klinischen Einzelfällen bzw. darauf basierenden Konzepten und Theorien

a) Die Suche nach einem kritischen intersubjektiven Urteil in der Fallkonferenz

Mit dem Verlauf I) in der Graphik stellt Moser die traditionelle klinische Forschung der Psychoanalyse dar: Nicht nur in der Ausbildung, sondern auch danach besprechen viele Psychoanalytiker ihre laufenden Behandlungen mit Kolleginnen und Kollegen und versuchen deren psychoanalytisches Expertenwissen zur kritischen Evaluation ihrer eigenen Hypothesen und Interpretationen, auch der darin enthaltenen Generalisierungsschritte, beizuziehen.

¹¹ Ich kann diese Überlegungen hier nur fragmentarisch ausführen und gebe mich damit in Gefahr, plakativ und verkürzend zu sein. Um diese Gefahr zu mildern, beziehe ich mich auf mir gut bekannte Beispiele aus der klinischen und extraklinischen Forschung, z. T. auf eigene Forschungserfahrungen.

Der Wunsch, die skizzierte sukzessive Generalisierung transparenter zu machen, der Kritik der Gruppenmitglieder zu erschließen und die klinischen Beobachtungen möglichst offenzulegen, führte in der psychoanalytischen Supervisionskultur dazu, daß möglichst wenig schon theoretisch verarbeitete Berichte, sondern z. B. detaillierte Schilderungen einzelner psychoanalytischer Sitzungen zur Diskussion vorgelegt werden. Tauchen z. B. in der Diskussion konkurrierende Hypothesen zum vorgestellten Material auf, wird oft gewünscht, daß der Berichtende nochmals die interessierenden klinischen Beobachtungen referiert, so naturalistisch und ausführlich ihm dies möglich ist.¹²

Daß sich eine solche Kultur der gemeinsamen Reflexion von laufenden Behandlungen in der psychoanalytischen Community herausgebildet hat, mag vielerlei Gründe haben, kann aber m. E. auch in Zusammenhang mit dem Wunsch stehen, die *eigene klinische Arbeit einer intersubjektiven Kritik durch psychoanalytisch kompetente Kollegen zu unterziehen, ein Versuch im Sinne Strengers, die interne narrative Kohärenz durch eine externe zu ergänzen*. Viele von uns wissen, daß ein solcher Versuch hilfreich sein kann, aber auch ein sensibles und störungsanfälliges Unternehmen ist. Destruktive Rivalitäten, sadomasochistische Interaktionsstrukturen oder psychisch schlecht integrierte narzißtische oder voyeuristische Befriedigungsmodalitäten, Selbst- und Fremddidealisierungen, Mystifizierungen u. a. m. können eine vertrauensvolle Arbeitsatmosphäre in einer solchen Gruppe erschweren und dadurch die Voraussetzung für eine offene, selbstkritische und intersubjektive Überprüfung eigener Vermutungen gefährden. Doch gibt es, trotz dieser Schwierigkeiten, Alternativen dazu? In meiner empirischen Studie zur Urteilsbildung bei der Indikation zur Psychotherapie, in der ich vier Gruppen (Psychoanalytiker, Verhaltenstherapeuten, Psychiater ohne psychotherapeutische Ausbildung und Laien) im Einzelversuch u. a. mit der Methode des »lauten Denkens« untersucht habe, zeichneten sich die Psychoanalytiker dadurch aus, daß sie ihre rasche, intuitive Wahrnehmung komplexer Informationsgestalten der Patientin selbstkritischer, sorgfältiger und präziser reflektierten als die anderen Versuchspersonen. Ein weiteres Charakteristikum ihrer klinischen Urteilsbildung war, daß sie besonders sensibel auf widersprüchliche Informationen aus unterschiedlichen Kommunikationskanälen (z. B. verbal versus nonverbal) reagierten, also »Stimmigkeiten« der Information beobachteten (Leuzinger, 1981, 1984). Ist es da nicht verständlich, daß Psychoanalytiker

¹² Selbstverständlich wird damit nicht erreicht, daß suggestive Effekte, die selektive Auswahl von Beobachtungen etc., die in der von Meyer zitierten Literatur der Experimentalpsychologie (z. B. Rosenthaleffekt, Versuchsleitereffekt etc.) vollständig vermieden werden können. Doch entspricht es meiner Erfahrung, daß, gerade mit Hilfe der bei psychoanalytischen Forschern zuweilen erstaunlich gut ausgebildeten Fähigkeit zur kritischen Selbstevaluation, solche Effekte annäherungsweise korrigiert werden können.

sich diese Fähigkeiten ihrer Kolleginnen und Kollegen für die intersubjektive Evaluation ihrer Behandlungen nutzbar machen möchten, auch wenn diese Evaluationen noch so störungsanfällig sind? Auch hier werden schwer »objektiv meßbare« Faktoren wie Skeptizismus, Selbstkritik (aller an der Gruppe Beteiligten) und die Bereitschaft zur Selbstreflexion die Spreu vom Weizen dieser klinischen Forschung scheiden und schließlich deren Qualität ausmachen.

Canestri (1994) führt noch eine andere Begründung an, warum er die psychoanalytische Supervisionkultur als genuin psychoanalytische Heuristik zur Generierung von Hypothesen und Theorien betrachtet. Unbewußte Prozesse erschließen sich der Beobachtung erst in zwischenmenschlichen Interaktionen, z. B. zwischen Analytiker und Analysand in der psychoanalytischen Situation. Der Analytiker erfaßt unbewußte Konflikte und Strukturen bei seinem Analysanden nur zum Teil mit Hilfe seiner bewußten Konzepte und Theorien – ein Großteil seiner analytischen Erkenntnisse hat den Charakter von vorbewußten Phantasien oder »privaten Theorien«. Diese unbewußten und vorbewußten Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozesse können sich ebenfalls oft erst in einer neuen, strukturell analogen Interaktionssituation manifestieren, z. B. in der Interaktionssituation Analytiker-Supervisor (bzw. Supervisionsgruppe) und werden dort, in der Supervisionssituation, der gemeinsamen Beobachtung und Reflexion zugänglich:

»The setting of supervision, on account of its nearness to the original object (the analytic situation) and because of the privileged position of the supervisor who is the only one able to see the object in its entirety from a different center, therefore appears to me to be an excellent setting for enquiry in the specific area of the analytic experience« (S. 9).

b) Fallnovellen und Behandlungsberichte – unverzichtbare oder überholte Kommunikationsformen der psychoanalytischen Scientific Community?

Ebenfalls störungsanfällig ist eine andere psychoanalytische Forschungskultur: die Kommunikation klinischer Erkenntnisse durch Fallnovellen bzw. Fallskizzen. Kächele (1993) zeichnete kürzlich in seiner Arbeit »Der lange Weg von der Novelle zur Einzelfallanalyse« die historische Entwicklung dieser psychoanalytischen Kommunikationsform nach und diskutiert die damit verbundenen Vor- und Nachteile. Die wohl grundsätzlichsie Infragestellung der psychoanalytischen Novellentradition formulierte Meyer (1993) in seiner Arbeit mit dem provokativen Titel: »Nieder mit der Novelle als Psychoanalysearstellung – Hoch lebe die Interaktionsgeschichte«. Meyer hält die Weiterentwick-

lung der Novellen als psychoanalytische Fallgeschichten heute als »anti-psychoanalytisch und unwissenschaftlich« (S.63). Er sieht darin eine Fehlentwicklung, die dadurch zustande kam, daß aus drei grundlegenden Veränderungen nicht die nötige Konsequenz gezogen wurde: Erstens stehe heute die Symptomentstehung als »neues ungewöhnliches Ereignis« oder als »Gipfelereignis« als Explanandum nicht mehr im Mittelpunkt und könne daher auch nicht mehr mit Novellen (»novela« = kurze Prosaerzählung, die sich auf ein ungewöhnliches, neues Ereignis bezieht) beschrieben werden. Zweitens habe sich die Behandlungstechnik von der »Stirndruck-Symptomgenese-Exploration« zum »Grundregelbericht« verändert, und drittens sei inzwischen klar geworden, wie stark der psychoanalytische Prozeß durch Interaktionsvariablen (auch durch die individuellen Konzepte, Interventionstechniken und Gegenübertragungsreaktionen des Analytikers) bestimmt werde. Folglich müßten Kommunikationsformen gefunden werden, die sich eignen, das aktuelle Interaktionsgeschehen in der psychoanalytischen Situation abzubilden, d. h. sich um *Interaktionsgeschichten* zentrieren.

Die erste Einschätzung kann ich nur begrenzt teilen: Auch wenn die Symptomentstehung in der heutigen Psychoanalyse nicht mehr in Zusammenhang mit singulären frühinfantilen »Gipfelereignissen«, sondern oft eher mit kumulativen Traumatisierungen oder chronisch defizitären Interaktionserfahrungen gestellt wird, enthalten psychoanalytische Behandlungen m.E. immer ein Stück »Novum«, »Originalität« und idiosynkratischer Interaktionsdramatik bzw. -geschichte. Manchen Autoren in der psychoanalytischen Fachliteratur gelingt es, diese unverwechselbare Dramatik und ihre Manifestationen in der psychoanalytischen Interaktionssituation in Gestalt einer Fallnovelle oder novellistischen Fallskizze wiederzugeben und auf diese Weise die dadurch gewonnenen Erkenntnisse an die psychoanalytische Community zu kommunizieren. Haben Psychoanalytiker die Begabung (gepaart mit Sensibilität und Selbstkritik), ihre komplexen und vielschichtigen, bis ins Unbewußte hineinreichenden Interaktionserfahrungen mit einem Analysanden in Gestalt einer Novelle zu fassen und damit eingestandenermaßen subjektive »Wahrheiten« zwischenmenschlicher Erfahrung stimmig und kongruent an den Leser zu kommunizieren, ist dies nach wie vor eine bewundernswerte Wissensvermittlung, auch wenn diese Kommunikationsform mehr an Kunst¹³ als an

¹³ Auf die Frage, ob sich ein künstlerisches Werk nicht gerade dadurch auszeichnet, daß es dem Künstler gelingt, in uns »allgemein Menschliches« (i. a. W. generalisierte Erkenntnisse) zu gestalten, kann ich in diesem Rahmen nicht eingehen, betrifft sie doch einige der zentralen Problemstellungen der Kunstwissenschaften und auch der analytischen Kunstpsy-

Wissenschaft erinnert. Ist diese Nähe zur Kunst wirklich schädlich für die Psychoanalyse?

Daher kann ich Meyer nicht folgen, wenn er auch qualifizierte psychoanalytische Fallnovellen ausschließlich als Belletristik bezeichnet (S. 82), denn ich halte diese Fallnovellen als unersetzbare Möglichkeiten, Einsichten in unbewußte Informationsgestalten zu kommunizieren. In einem Punkt teile ich allerdings seine Skepsis gegen die Fallnovelle: In manchen psychoanalytischen Gesellschaften scheint die Nähe der Fallnovelle zur Kunst für psychoanalytische Selbstidealisierungstendenzen mißbraucht zu werden. Dies fördert eine Kultur der analytischen Selbstdarstellung, in der das Bemühen weitgehend fehlt, in der novellistischen Datenextraktion möglichst präzise und minutiös den stattgefundenen psychoanalytischen Prozeß wiederzugeben. Statt dessen wird oft eine Art »pseudo-künstlerische« Schablone der individuellen Behandlung übergestülpt, die den stattgefundenen Prozeß als »idealen« Beleg einer vorgefaßten theoretischen Meinung erscheinen läßt und nicht als unvergleichliche, immer wieder eigene Vorurteile hinterfragende analytische Erfahrung. Oft verschleiert der Bezug zu einem literarischen Vorbild die Mängel an genauer Beobachtung und selbstkritischer Grundhaltung. Mir scheint, daß eine solche »Novellenkultur« besonders in der psychoanalytischen Ausbildung problematische Folgen haben kann. Die angehenden Psychoanalytiker werden dann nicht darin geschult, möglichst präzise und mitsamt allen Unstimmigkeiten und Widersprüchen einen Behandlungsbericht zu schreiben, der, so gut es eben geht, den psychoanalytischen Prozeß wiedergibt, trotz der notwendigen Datenextraktion bzw. dem Herausarbeiten gestalthafter unbewußter Zusammenhänge. Sie werden statt dessen dazu verführt, eine sprachlich und inhaltlich möglichst »schöne und spannende Novelle« zu schreiben, deren Qualität – überspitzt ausgedrückt – eher nach literarischen als nach psychoanalytischen Kriterien beurteilt wird. Doch scheint mir dies ein *Mißbrauch der »Fallnovelle«* zu sein, die diese Bezeichnung nicht verdient und auch nicht die Fallnovelle als psychoanalytische Kommunikationsform prinzipiell diskreditiert. Analog zur Schulung in qualitativen

chologie (vgl. dazu u. a. Kraft, 1984). Mir persönlich sind die Aussagen Freuds immer noch wichtig, wenn er schreibt: »... er (der Künstler, M. L.-B.) richtet seine Aufmerksamkeit auf das Unbewußte in seiner Seele, lauscht den Entwicklungsmöglichkeiten desselben und gestattet ihnen den künstlerischen Ausdruck, anstatt sie mit bewußter Kritik zu unterdrücken. So erfährt er aus sich, was wir bei anderen erlernen, welchen Gesetzen die Bestätigung dieses Unbewußten folgen muß, aber er braucht diese Gesetze nicht auszusprechen, nicht einmal sie klar zu erkennen, sie sind infolge der Deutung seiner Intelligenz in seinen Schöpfungen verkörpert enthalten« (1907, S. 130 f.).

Verfahren in den Sozialwissenschaften könnte in der analytischen Ausbildung versucht werden, die Analytiker in Ausbildung dafür zu sensibilisieren, wie ein *selbstkritischer Behandlungsbericht* zu schreiben ist. Das Schreiben einer psychoanalytischen Fallnovelle als anspruchsvolle Kommunikationsform von Beobachtungen komplexer unbewußter Informationsgestalten wäre dann ein Fernziel, erst durch entsprechende Schulung und Erfahrung zu erreichen.

Zudem scheint es mir wünschenswert, daß die Fallnovelle in der psychoanalytischen Community heute nicht mehr deren *ausschließliche* wissenschaftliche Kommunikationsform darstellt, sondern durch andere Formen der klinischen und extraklinischen Forschung ergänzt wird. Einige solcher Möglichkeiten möchte ich im folgenden erwähnen.

c) Systematische, klinische Behandlungsberichte: Möglichkeiten einer vermehrten Kritik von innen und außen

Schon in den siebziger Jahren widmete sich eine Forschergruppe unter der Leitung von Thomä der Frage, welche Alternativen es zu der Novel-
lentradiation als klinische Behandlungsberichte gibt. U. a. wurde die Möglichkeit »systematischer Fallbeschreibungen« erkundet. Eine Beobachtergruppe versuchte aufgrund einer systematischen Stichprobe der Verbatimprotokolle dieser Psychoanalyse (Stunden 1–5, 50–55, 100–105 etc.), den stattgefundenen Behandlungsprozeß anhand von sieben Gesichtspunkten (Symptomatik, äußere Situation, Vorstellungen von außeranalytischen Bezugspersonen, analytische Situation aus der Sicht des Patienten, Objektbeziehungen und Psychodynamik, analytische Situation aus der Sicht des Analytikers, kritische Bewertung der Arbeit des Analytikers) zu beschreiben (vgl. dazu Thomä, Kächele und Schaumburg, 1973).

In meiner eigenen Arbeit (1987, 1989) habe ich diese systematischen Falldarstellungen und »novellistischen« Fallzusammenfassungen in Einzelfallstudien einander gegenübergestellt und deren Vor- und Nachteile diskutiert. Verringert die systematische Falldarstellung die Gefahr einer selektiven und subjektiven Auswahl von Daten, verliert sie andererseits gerade durch diese Systematik und das Streben nach Intersubjektivität eine typisch psychoanalytische Informationsquelle: die Analyse der eigenen Übertragungs- und Gegenübertragungsreaktionen des behandelnden Analytikers und damit das genuin psychoanalytische Erkenntnisinstrumentarium: »Subjekt«. Daher kann es im Rahmen von Forschungsprojekten sinnvoll sein, diese beiden Methoden einander kri-

tisch gegenüberzustellen und deren Einfluß auf die Interpretation des analytischen Prozesses zu verfolgen.

Allerdings stellt sich als eine Schwierigkeit dabei heraus, daß solche »systematische Behandlungsberichte« an Tonbandaufzeichnungen gebunden sind, bekanntlich eine immer noch umstrittene Methode der psychoanalytischen Datengewinnung. Ich frage mich, ob für die klinisch-psychoanalytische Forschung nicht andere, für Kliniker attraktivere Möglichkeiten gefunden werden könnten, die eine Gegenüberstellung von novellistischen und systematischen Fallberichten erlauben. Mir scheint, daß in der Hampstead Clinic seit Jahrzehnten eine solche alternative klinische Forschungskultur existiert: Alle Abklärungen und laufenden Behandlungen werden sowohl novellistisch als auch systematisch (mit Hilfe des Hampstead Index) dokumentiert. Die relevante und differenzierte theoretische und klinische Forschung, die, in zahlreichen Publikationen zusammengefaßt, aus dieser Kultur hervorgegangen ist, belegt, daß sich ein solcher Aufwand eines psychoanalytischen Teams in einer Institution lohnt.

d) Pluralismus in der heutigen Psychoanalyse – eine Chance für eine konkurrierende Interpretationskultur von Einzelfällen?

Bekanntlich existieren in der heutigen Psychoanalyse konkurrierende Theorien nebeneinander: Ichpsychologie, Selbstpsychologie, Objektbeziehungstheorie in verschiedenen Versionen (der Kleinianischen, der »Middle-Group« etc.), um nur die wichtigsten zu nennen, wohl ein Grund, warum sich die psychoanalytische Community nach dem gemeinsamen Grund zu fragen beginnt (vgl. z. B. Kongreßthema der IPA in Rom, Rothstein, 1985). Bekannt geworden ist ein Panel zu diesen Fragen, ausgehend von einer Art »Experiment« mit Analytikern unterschiedlicher theoretischer Couleur. Pulver legte acht Analytikern verschiedener theoretischer Orientierung möglichst wortgetreue Protokolle von drei aufeinanderfolgenden Analysestunden von Silvermann vor. Vier weitere Analytiker kommentierten alle neun Stellungnahmen (vgl. dazu Pulver, Escoll und Fischer, 1987). Die Ergebnisse dieses »Experiments« waren Anlaß zu vielen kontroversen Diskussionen. Z. B. leitet Moser daraus eine seiner Motivationen zu der angeführten Arbeit (1989) ab, da es für ihn am wichtigsten scheint, eine Lösung für die Frage zu finden, »wie die durch Modelle begründeten Interventionsstile den therapeutischen Prozeß beeinflussen und wie es dazu kommt, daß alle Modelle sich in therapeutisch wirksame Strategien umsetzen« (S. 167).

Für Meyer (1993) ist der »Pulver-Test« Anlaß zu Sorge und scharfer Kritik am Stand der Psychoanalyse als Wissenschaft. Er schreibt zu Pulvers versöhnlichem Schlußwort, daß die Therapeuten im wesentlichen wohl dasselbe zum Patienten sagen, wenn auch in verschiedenen Worten:

»Dies wären eben metaphorische Grundvarianten der selben Grundwahrheit. Träfe dies zu – und dies ist mit der derzeitigen Datenlage, also mit unserer Novellen- und Vignetten-Kultur, schwer zu widerlegen, sondern eben nur mit Interaktions-Reports (s. u. Crits-Christoph, 1992) – und dann wäre unsere psychoanalytische Neurosenlehre und unsere Theorie der Technik eine Märchen- und Mythenwelt« (S. 71 f.).

Obschon ich Meyers Einschätzung teile, daß »Interaktions-Reporte« eine wichtige und notwendige Ergänzung (»Off-Line-Forschung«) zur klinisch-psychoanalytischen Forschung darstellen und besonders für den Dialog mit der nichtpsychoanalytischen Scientific Community hilfreich sind (vgl. II. und III.), erinnert mich seine Suche nach einer »einen und einzigen« Wahrheit an ein nomothetisches Wissenschaftsverständnis (vgl. auch Wurmser, 1989). Pine (1994) plädiert für einen anderen Umgang mit dem pluralistischen Stand der psychoanalytischen Theorie. Er forderte in seinem Beitrag beim IPA-Kongreß in Buenos Aires eine wissenschaftlich-psychoanalytische Streitkultur, vielleicht ein Weg zu einer »kommunikativen Validierung« psychoanalytischer Konzepte innerhalb der psychoanalytischen Community. Pine postuliert, daß jede klinische Beobachtung es verdiene, von mindestens vier theoretischen Perspektiven aus betrachtet zu werden: aus der Sicht des psychoanalytischen Strukturmodells, der Objektbeziehungstheorie, der Selbstpsychologie und der Entwicklungspsychologie. Durch systematische Reflexion des Einflusses der Wahrnehmung, der Datenextraktion und darauf basierenden Interpretationen und Konzeptualisierungen in einer Gegenüberstellung konkurrierender Interpretationen des gleichen Fallmaterials könne der Komplexität des psychoanalytischen Forschungsgegenstands eher entsprochen werden. Seine Auffassung wurde inzwischen kontrovers diskutiert (vgl. Band 14 des *Psychoanalytic Inquiry*, 1994): M. E. bietet sie eine Möglichkeit, im kritischen Dialog mit Kollegen anderer psychoanalytischer Orientierung Generalisierungsprozesse und die damit verbundene Wechselwirkung von Konzeptbildung und klinischer Wahrnehmung kritisch zu reflektieren und daher eine gemeinsame »wissenschaftliche« Annäherung an die Komplexität klinischer Beobachtungen zu versuchen.

e) Evaluation von Fallnovellen und Behandlungsberichten durch den interdisziplinären Dialog

Eine weitere Möglichkeit der externen Kontrolle genuin psychoanalytischer Forschung bietet nach meiner Erfahrung der interdisziplinäre Dialog mit Wissenschaftlern anderer Disziplinen (vgl. Leuzinger-Bohleber, Schneider und Pfeifer, 1992). Gerade weil interdisziplinäre Dialogpartner viele unserer impliziten Basisannahmen und unreflektierten »Sicherheiten« kritisch hinterfragen, zwingen sie uns zu einer Sensibilität für viele Gefahren eines hermeneutischen Zugangs in der psychoanalytischen Situation. Konkret fordert der interdisziplinäre Dialog zu einer größeren Transparenz unserer Daten heraus sowie der Hypothesen und Interpretationen, der darin benutzten Konzeptualisierungen und Theorien etc. und eröffnet oft einen »neuen, fremden Blick« auf scheinbar schon Erkanntes. Zudem werden die psychoanalytischen Generalisierungen aufgrund klinischer (oder empirischer) Einzelfallstudien mit dem Wissen der fachfremden Disziplin in Verbindung gesetzt und erhalten dadurch im Strengerschen Sinne eine zusätzliche »externe Kohärenz«. So haben Pfeifer und ich versucht, ausgehend von einigen Sequenzen aus einer Psychoanalyse, psychoanalytische Konzepte wie die Abstinenzregel, den Wiederholungszwang und das Fokuskonzept mit analogem Wissen aus der Cognitive Science zu Erinnerungsprozessen und deren Evokation (z. B. mit dem empirisch gut abgestützten Konzept des »failure driven memory« von Schank, 1982) u. a. in Verbindung zu setzen und kritisch zu betrachten (1986). Die Generalisierung psychoanalytischer Konzepte wurde dadurch aus der Sicht der Cognitive Science kritisch evaluiert (vgl. auch Leuzinger-Bohleber, Pfeifer und Scheier, 1994).

Aufgrund eigener Forschungserfahrungen vermute ich, daß eine aktive Mitarbeit in interdisziplinären Forschungsprojekten während der psychoanalytischen Ausbildung die basale »Forscheridentifikation« zukünftiger Psychoanalytiker stützen und, zusammen mit einer fundierten wissenschaftstheoretischen und methodischen Ausbildung, für spezifische Fragen psychoanalytischer Forschung sensibilisieren könnte. Eine analoge Forderung an die psychoanalytische Ausbildung formulierte Canestri (1994).

f) Der »rational-wissenschaftliche« Diskurs – auch in der Psychoanalyse eine wichtige Methode der wissenschaftlichen Wahrheitsfindung?

Als Versuch der Kommunikation psychoanalytischer Erkenntnisse mit der (psychoanalytischen und der nichtpsychoanalytischen) Scientific Community können auch theoretische und kulturkritische Arbeiten verstanden werden, die zwar von Beobachtungen in der analytischen Situation ausgehen, diese aber nicht in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen stellen, sondern den »rational-logischen« Diskurs, das Argument. Betrachtet man, wie dies einige der genannten Vertreter der akademischen Psychologie (wie Grawe) fordern, die »Empirie« als alleiniges Kriterium wissenschaftlicher Wahrheit, wären ganze Forschungsdisziplinen wie die Philosophie, theoretische Physik und Chemie, systematische Biologie und Zoologie, aber auch große Teile der Erziehungs- und Humanwissenschaften entwertet. Theoretischen Diskursen, also logisch stringenten Denkleistungen im Sinne der wissenschaftlichen Argumentation, basierend auf verschiedenen Formen der Erfahrung (»empirischen, aber nicht experimentellen Beobachtungen«), kommt in fast allen wissenschaftlichen Disziplinen eine zentrale Bedeutung zu. Es ist daher absurd, Gütekriterien an experimentell-empirischen Studien zu den allein gültigen Entscheidungskriterien für die Qualität wissenschaftlicher Untersuchungen zu erklären (vgl. auch Dörner und Lautermann, 1990, S. 37 ff.). Daher unterscheiden sich theoretische Arbeiten in der Psychoanalyse nicht grundsätzlich von jenen anderer Disziplinen: Auch ihre Qualität ergibt sich aus der Logik der Argumentation, der gedanklichen und begrifflichen Präzision und der Überzeugungskraft, die die Überlegungen für den Leser, d.h. Mitglieder der psychoanalytischen und nichtpsychoanalytischen Scientific Community (z.B. bezüglich der darin postulierten Generalisierungen) haben. Die Wissenschaftsgeschichte gibt viele Belege für zentrale Dispute, die durch theoretische Arbeiten initiiert worden sind und nicht nur durch neue Experimente belegt wurden (vgl. Kuhn, 1957).

Benutzt ein psychoanalytischer Autor klinische Fallvignetten als Ausgangspunkt oder als Illustration seiner Überlegungen, ist dies noch nicht, wie z.B. Meyer dies in der erwähnten Arbeit nahelegt, eine Disqualifikation seiner wissenschaftlichen Überlegungen, sofern er diese Vignetten nicht naiv im Sinne »empirischer Belege« seiner theoretischen Reflexionen darstellt.

II. Empirische Einzelfallstudien¹⁴ – eine Annäherung »von außen« an den psychoanalytischen Prozeß

Als zweite große Gruppe von Forschungsstrategien erwähnt Moser in dem oben angeführten Diagramm die empirische Forschung (II). Es geht ihm um die folgende Überzeugung: »Will die Psychoanalyse überdies Wissenschaft sein und glaubwürdige (nicht nur plausible) Aussagen machen, dann muß sie ihre Hypothesen überprüfen oder überprüfen lassen« (S. 171). Moser erwähnt selbst die erstaunliche Tatsache, »wie viel an psychoanalytischen Hypothesen im Laufe der Zeit den Weg in mehr oder minder befriedigende Experimente gefunden haben (vgl. Fischer und Greenberg, 1976, 1978; Mashling, 1973; Sarnoff, 1971; Kline, 1972; Erdely, 1985)« (S. 170) (vgl. auch Kächele, 1992, 1995; Bachrach et al., 1991).

Aus meinen bisherigen Ausführungen mag hervorgegangen sein, daß es hier, bei psychoanalytischen Einzelfallstudien, nicht um die Hinwendung zu einem nomothetischen Wissenschaftsverständnis im Sinne der beschriebenen empirischen Tradition in der akademischen Psychologie geht, sondern um den Versuch der Gegenüberstellung von On-Line- und Off-Line-Forschung, um der wissenschaftstheoretischen Position der Psychoanalyse als einer »Wissenschaft zwischen den Wissenschaften« möglichst adäquat zu entsprechen. Konkret bedeutet dies das Bemühen, das methodische Vorgehen dem spezifisch psychoanalytischen Forschungsgegenstand (z. B. der Idiosynkrasie des Einzelfalls, dem therapeutischen Interaktionsgeschehen in Berücksichtigung unbewußter Determinanten etc.) anzupassen. Leider ist dies meist mit großem ökonomischem und zeitlichem Aufwand verbunden.

Es sprengt den Rahmen dieser Arbeit, auf einzelne empirische Einzelfallstudien näher einzugehen. Kächele (1992) hat in seiner Übersicht über die Psychotherapieforschung die wichtigsten Einzelfallstudien (u. a. aus dem amerikanischen Sprachraum) erwähnt. Ich möchte hier ausdrücklich auf die kürzlich in Deutschland vorgelegten ausführlichen Einzelfallstudien von Fischer (1989) zur Dialektik der Veränderung, Hohage (1986) zur Relevanz von Einsicht für den psychoanalytischen Prozeß und Neudert (1987) zur Reduktion des Leidens als einer Prozeßvariablen hinweisen (vgl. auch Stühr, 1992; Stühr und Deneke, 1994).

¹⁴ Auf die Frage, ob es auch in der psychoanalytischen Forschung Fragestellungen gibt, die sinnvollerweise mit Kontrollgruppendesigns zu untersuchen sind (z. B. Kostenanalysen, wie sie z. B. Dührssen in den 60er Jahren durchführte), kann ich in diesem Rahmen nicht eingehen.

Anhand meiner eigenen Studie zur Veränderung kognitiv-affektiver Prozesse in Psychoanalysen möchte ich im folgenden einige der hier interessierenden wissenschaftstheoretischen und methodologischen Probleme exemplarisch konkretisieren und illustrieren, welche Ergebnisse mit solchen Studien zu erzielen sind.

a) Aggregierte Einzelfallstudien: eine Kombination von klinischer und extraklinischer Forschung – ein Beispiel

Die Überzeugung, daß klinische Forschung in der heutigen Psychoanalyse zwar weiterhin an erster Stelle steht, aber durch sorgfältige, ihrem Forschungsgegenstand möglichst adäquate empirische Studien ergänzt werden könnte, motivierte mich zu der aufwendigen Untersuchung von fünf Psychoanalysen, fünf *aggregierten Einzelfallstudien*.

Ich habe verschiedene Gründe erwähnt, warum in der psychoanalytischen Community eine große Skepsis gegen einlinige und dem psychoanalytischen Prozeß inadäquate Effizienzmessungen (z. B. Symptomreduktion als alleiniges Veränderungskriterium) herrscht. Andererseits kann sich auch die Psychoanalyse der Frage nach ihrem Erfolg nicht völlig entziehen: Begreiflicherweise möchten Patienten und Krankenkassen darüber detaillierte (allerdings der Psychoanalyse angemessene) Auskünfte erhalten. Auch stellt sich jeder Praktiker nach Abschluß einer Behandlung Fragen: Wie ist diese Psychoanalyse insgesamt »gelaufen«? Welche Konfliktanteile des Patienten wurden gut, welche weniger gut bearbeitet? Wie hat sich der Analysand während der Behandlung verändert? Was hat er für sich erreicht und was nicht? In einem komplexen, gestalthaften, »subjektiven« Evaluationsprozeß erwägt der Kliniker Fragen wie: Worin unterscheiden sich »gut gelungene« von »weniger gut gelungenen« und von »nicht gelungenen« Psychoanalysen? Worauf basieren solche globalen Einschätzungen eines psychoanalytischen Prozesses? An welche Informationsgestalten denkt man dabei? Gibt es faßbare Indikatoren für komplexe innere (bis ins Unbewußte reichende) Veränderungen? Welche Rolle spielen dabei charakteristische Ziele einer psychoanalytischen Behandlung, verglichen mit anderen Formen der Psychotherapie? Überlagern solche Ziele die idiosynkratischen des einzelnen Patienten?

Z. B. scheint eines der wichtigsten Ziele einer Psychoanalyse darin zu bestehen, daß der Analysand lernt, mit unbewußten Konflikten, Phantasien und Wünschen umzugehen. Wie sehen solche charakteristisch-psychoanalytischen Problemlösungsstrategien aus? Sind sie ausschließ-

lich für die beiden am psychoanalytischen Prozeß Beteiligten zu beobachten oder – mindestens in Ansätzen – auch für Außenstehende?

Mit solchen Fragen beschäftigten wir uns in unserer Studie und stellten sie unter die folgende Fragestellung: *Welche kognitiv-affektiven Problemlösungsprozesse im Umgang mit Unbewußtem stehen dem Analysanden zu Beginn und am Ende einer Psychoanalyse zur Verfügung? Oder anders formuliert: Wie verändern sich kognitiv-affektive Problemlösungsprozesse im Umgang mit Unbewußtem im Laufe von Langzeitanalysen?*

Um diese Fragestellung zu untersuchen, analysierten wir Traumdeutungssequenzen aus den ersten und letzten hundert Behandlungsstunden, denn anhand solcher Sequenzen läßt sich der exemplarische Umgang mit dem Unbewußten, d. h. mit Träumen, gut beobachten, gilt doch auch in der heutigen Psychoanalyse die Traumdeutung als die »via regia« zum Unbewußten. Diese Traumdeutungsstunden wurden mit Hilfe einer *theoriegeleiteten Inhaltsanalyse* (bestehend aus computerunterstützten Textanalysen und einem Ratingverfahren) untersucht und psychoanalytischen Zusammenfassungen des psychoanalytischen Prozesses (mit Fallnovellen oder systematischen Fallbeschreibungen) gegenübergestellt.¹⁵

Da uns hier vor allem wissenschaftstheoretische und methodologische Aspekte von Einzelfallstudien interessieren, soll kurz dargelegt werden, wie wir versuchten, sowohl dem spezifischen Forschungsgegenstand der Psychoanalyse als auch ihrem wissenschaftstheoretischen Schwebezustand zu entsprechen (Näheres bei Leuzinger-Bohleber, 1987, 1989, Zusammenfassungen: 1990, 1994a).

Versuch einer Annäherung an den unbewußten psychoanalytischen Prozeß

Es war ein Anliegen dieser Studie, den genuin psychoanalytischen Forschungsgegenstand, das Unbewußte, zu fokussieren. Daher stellten wir »novellistische« Falldarstellungen (z. T. der behandelnden Psychoanalytiker), die unbewußte Prozesse des stattgefundenen psychoanalytischen Prozesses zu beschreiben versuchten, unseren inhaltsanalytischen Untersuchungsmethoden gegenüber (vgl. unten). Doch auch bei der Wahl und der Durchführung der Inhaltsanalyse selbst versuchten wir unbewußte Dimensionen miteinzuschließen, z. B. indem wir auch latente Sinnstrukturen in den Texten durch unsere Rater einschätzten

¹⁵ In diesem Forschungsdesign drückte sich übrigens meine Überzeugung aus, daß das Dilemma »Idiosynkrasie versus Generalisierung des Einzelfalls« nicht zu lösen, sondern nur kritisch zu gestalten ist. In der Inhaltsanalyse wurden Beobachtungen der fünf Einzelfälle »aggregiert«, d. h. auf einem mittleren Abstraktionsniveau generalisiert, in den Fallnovellen dagegen die Idiosynkrasie des Einzelfalls gestaltet. Beide Zugangsweisen wurden einander gegenübergestellt und als notwendige Ergänzungen des analytischen Prozesses betrachtet.

ließen. Ob uns gelungen ist, diesem anspruchsvollen Anliegen Genüge zu tun, muß der Leser selbst entscheiden.

Aus ethischen Gründen wurde diese Studie »*naturalistisch*« durchgeführt, d. h. die Datenerhebung sollte die Psychoanalyse nicht beeinflussen. Daher wurde das Tagebuch des Analysanden 1, das in der ersten Forschungsphase hypothesengenerierend untersucht wurde, erst nach Abschluß der Behandlung (im Einverständnis mit dem Analysanden) für diese Studie genutzt: Während der Psychoanalyse selbst war das Tagebuch ein wiederkehrender Parameter in der Behandlung und immer wieder Gegenstand der analytischen Arbeit. Während der Analyse war auch keine Off-Line-Studie dieses Materials geplant. In der 2. Forschungsphase wurden die Verbatimprotokolle der Ulmer Textbank benutzt – auch bei diesem Datenmaterial wurde (außer der Tonbandaufnahme) kein Einfluß auf die Psychoanalysen selbst genommen. Wie in der Einleitung erwähnt, gehört zu einer solchen naturalistischen Studie auch, daß keine »a priori-quantifizierenden« Verfahren (wie Fragebögen, Tests) etc. zur Anwendung kommen, sondern die Forschungsmethoden erst – »a posteriori« – und der Fragestellung entsprechend auf die »naturalistischen« Daten angewendet werden.

Bei allen fünf Einzelfallstudien wurden *qualitative* (Fallnovellen oder systematische Fallbeschreibungen) und *quantitative* (computerunterstützte Inhaltsanalysen) Methoden einander gegenübergestellt.

Kommunikative Validierung (bzw. »externe Kohärenz«) als »Wahrheitskriterium«

Durch diese Gegenüberstellung verschiedener Methoden (mit ihrer spezifischen Datenextraktion, Hypothesenbildung und Interpretation) wurde dem Leser ein eigenes kritisches Urteil über unsere Daten, Methoden und daraus gezogene Schlüsse ermöglicht. Die einzelnen Untersuchungsschritte und unsere damit verbundenen Überlegungen und Interpretationen wurden so transparent wie möglich gemacht (z. B. wählten wir aus diesem Grund auch in der Inhaltsanalyse relativ einfache statistische Verfahren, die auch dem gebildeten Leser ein eigenes, kritisches Urteil der darauf basierenden Schlüsse erlauben sollte). Wissenschaftstheoretisch bedeutete dies für uns eine *kommunikative Validierung* unserer Modelle und Interpretationen. Dabei hatten wir sowohl Mitglieder der psychoanalytischen als auch der nichtpsychoanalytischen Scientific Community im Auge. Aus diesem Grund verzichteten wir z. B. in den Fallnovellen nicht auf unsere *psychoanalytischen Modelle* und deren Fachtermini, legten aber der Inhaltsanalyse bewußt ein *nichtpsychoanalytisches Modell*, das in der Cognitive Science entwickelt wurde, zugrunde, ein Modell, das in einer psychoanalysefremden Terminologie kognitiv-affektive Prozesse konzeptualisiert. Ein Beispiel mag dies konkretisieren: Um charakteristische Ziele einer Psychoanalyse zu beschreiben und diese in idiosynkratischer Weise für jeden einzelnen der fünf untersuchten Analysanden zu definieren, bezogen wir uns auf die psychoanalytische Literatur (z. B. die Bedeutung der Selbstreflexion) und »übersetzten« diese Ziele daraufhin in die Terminologie des Cognitive Science Modells (optimales Funktionieren der Programme im FREUD-Kontext) (vgl. Leuzinger-Bohleber, 1989, S. 24–46). Dadurch konnten psychoanalytische Veränderungsprozesse sowohl für den psychoanalytischen als auch für den nichtpsychoanalytischen Leser nachvollzogen und eigenständig kritisiert werden.¹⁶

¹⁶ Die Kommunikation von Wissen sowie die Möglichkeit einer Kritik »von außen« sind für uns zwei wesentliche Merkmale, die Wissenschaft von Glaubensüberzeugungen unterscheiden. Strenger (1991) erörtert detailliert die Frage, wie Expertenwissen einer Kritik von außen zugänglich gemacht werden kann. Von keiner Publikation in Atomphysik wird z. B. erwartet, daß sie – ohne eine zusätzliche Bildung – von einem Außenbeobachter kritisiert werden kann. Allerdings hält Strenger daran fest, daß Wissenschaft in dem Sinne öffentlich zugänglich sein muß, als das entsprechende Wissen, das die Voraussetzung einer Kritik von außen ermöglicht, prinzipiell zugänglich sein muß und nicht, wie in einer Glaubensgemeinschaft, durch eine

Auf diese Weise wurde *interne und externe Kohärenz im Sinne Strengers* verbunden. In den psychoanalytischen Fallnovellen wurde eine narrative Kohärenz der Daten angestrebt, die aber durch die Gegenüberstellung mit inhaltsanalytischen Beobachtungen auch konsistent und kohärent mit »allgemein gültigem Wissen« erweisen sollten (z.B. war das Cognitive Science Modell kohärent mit dem damaligen Stand der Kognitionswissenschaften, vgl. III).

Aus analogen Überlegungen wurde im inhaltsanalytischen Rating *die Expertenwahrnehmung ausgebildeter Psychoanalytiker mit jener von psychoanalytischen Laien* (Medizinstudenten ohne psychoanalytische Erfahrungen und Ausbildung) *kombiniert*.

Aggregation von Einzelfällen: Versuch einer Gestaltung des Dilemmas zwischen Idiosynkrasie und Generalisierung

In einer ersten Einzelfallstudie wurde das Tagebuch eines transvestitischen Analysanden untersucht und daran erste Hypothesen zu kognitiv-affektiven Veränderungen während des psychoanalytischen Prozesses generiert. Auch diente diese Studie zur kritischen Erprobung unseres methodischen Vorgehens (Leuzinger-Bohleber, 1987). Anschließend wurden vier weitere Psychoanalysen der Ulmer Textbank untersucht und die dabei erzielten Ergebnisse sowohl idiosynkratisch, bezogen auf die Unverwechselbarkeit des Individuums und der analytischen Dyade, als auch auf einige generalisierte Merkmale des stattgefundenen psychoanalytischen Prozesses interpretiert. Diese generalisierten Merkmale waren auf einem »mittleren Abstraktionsniveau« formuliert und werden als vorläufige, an diesen fünf Einzelfallstudien empirisch abgestützte Hypothesen verstanden, die in weiteren aggregierten Einzelfallstudien weiter überprüft werden können: So können die vorgenommenen Generalisierungen auf diese Weise an neuen Einzelfällen kritisch evaluiert werden.

Kurze Zusammenfassung der Ergebnisse der Studie

Ein Nachteil dieses Vorgehens ist der große Aufwand, der, wie mir scheint, angesichts der Komplexität des Forschungsgegenstandes nicht zu umgehen ist,¹⁷ sich aber auch nur angesichts der damit erzielten Ergebnisse rechtfertigen läßt. Daher möchte ich wenigstens die wichtigsten Resultate zusammenfassen:

Gralsgemeinschaft gehütet wird. Daher war ein Anliegen unserer Studie, psychoanalytische Laien, in unserem Falle Medizinstudenten, systematisch im Verständnis unserer Modellvorstellungen zu schulen und ihnen dadurch die Wahrnehmung und Evaluation auch latenter Sinnstrukturen in den Texten (i.a.W. unbewußte Dimensionen) zu ermöglichen. Daß ihre Evaluationen in einem für uns unerwartet deutlichen Ausmaß mit jenem der psychoanalytischen Experten übereinstimmte (vgl. unten), sehen wir als exemplarischen Nachweis, daß psychoanalytische Prozesse, zumindest wie sie sich in der Sprache manifestieren, auch von Laien zu beurteilen sind, sofern sie systematisch in deren Wahrnehmung geschult werden. Ich kann hier nicht darauf eingehen, daß den Ratern in dieser Untersuchung nicht nur die Funktion zukam, psychoanalytische Urteile zu überprüfen – sie wurden auch als nichtpsychoanalytische Dialogpartner betrachtet, deren Wahrnehmungen möglicherweise durchaus Phänomene ins Blickfeld rücken konnten, die Psychoanalytikern entgehen (vgl. Originalpublikationen).

¹⁷ Daher wäre wünschenswert, daß in zukünftigen Studien der Vergleichenden Psychotherapie nicht nur die psychodynamischen Therapien mit einem differenzierten, einzelfallbezogenen und aufwendigen methodischen Instrumentarium untersucht werden, sondern auch die behavioristischen.

In *methodischer Hinsicht* ist das Hauptergebnis der Studie, daß anhand der fünf Einzelfallstudien exemplarisch gezeigt werden konnte, daß das Urteil der behandelnden Psychoanalytiker und zweier unabhängiger Psychoanalytiker über das »globale« Ergebnis der Psychoanalysen mit den Ergebnissen der Inhaltsanalyse (d. h. der nichtpsychoanalytischen Rater und der computerunterstützten Textanalysen) übereinstimmt: Zwei Psychoanalysen wurden als »sehr erfolgreich«, zwei weitere als »mittel erfolgreich« und eine als »nicht erfolgreich« beurteilt.¹⁸

Aus den vielen *inhaltlichen Ergebnissen* kann ich hier nur einige herausgreifen:

Das *kognitiv-affektive Problemlösungsverhalten* der beiden »erfolgreichen Analysanden« am Ende ihrer Psychoanalyse kann durch eine hohe Flexibilität, ein breites kognitiv-affektives Spektrum und ein assoziatives, gestalthaftes Denken charakterisiert werden sowie durch die Fähigkeit eines funktionalen und realitätsadäquaten Problemlösens. Verschiedene Informationsgestalten können gleichzeitig wahrgenommen und in den Denkvorgängen berücksichtigt werden und führen zu einem hypothesengenerierenden und -prüfenden Prozeß, bei dem sich einzelne Überlegungen ergänzen, modifizieren, aber auch widersprechen können. Kognitive Dissonanzen werden wahrgenommen und reflektiert und beeinflussen u. a. den inneren Urteils- und Entscheidungsprozeß.

Unangenehme Affekte werden nicht mehr – wie zu Beginn der Behandlung – abgewehrt, sondern spielen nun eine entscheidende Rolle, indem ihnen eine Signalfunktion für zentrale Konfliktkonstellationen zugestanden wird, die beim affektiv-kognitiven Problemlösen berücksichtigt werden.

Bezogen auf den *Umgang mit Träumen* wurde festgestellt, daß die Analysanden mehr Informationen aus dem Traumtext aufnehmen als zu Beginn der Behandlung, den Kontext des Traums in der Deutungsarbeit berücksichtigen, Informationsgestalten im Traum auf Anheb erkennen und kognitiv verarbeiten und mehr Bezug nehmen auf frühere psychoanalytische Arbeit und Interventionen des Analytikers. Die Hypothesenbildung erfolgt nun rascher und kann eher direkt reflektiert werden. Merkle (1988) untersuchte die *Veränderungen des manifesten Traum inhalts* bei denselben Analysanden und stellte bei den erfolgreichen Analysanden fest:

Bezüglich der Veränderung von Beziehungsmustern:

- Verbesserung der Beziehungsmöglichkeiten (zum Traumpartner oder zur Traumstimmung)
- Vergrößerung des Handlungsspielraums
- Erweiterung des emotionalen Spektrums der vorkommenden Beziehungsarten

Bezüglich der Veränderung der Traumstimmungen:

- Zunahme der Affektvielfalt und Intensität
- Abnahme der manifesten Angst
- zunehmende Fähigkeit, verschiedenartige, auch widersprüchliche Gefühle wahrzunehmen und auszudrücken

Bezüglich der Veränderungen des Problemlösungsverhaltens:

- zunehmend erkennbare Problemlösungsstrategien
- mehr gelungene als nicht gelungene Problemlösungen
- eine Erweiterung des Spektrums der Problemlösungsstrategien

Es ist den erfolgreichen Analysanden am Ende ihrer Psychoanalyse möglich, sich selbst, ihre Objektbeziehungen, ihre Traumstimmung und ihr Problemlösungsverhalten ganz-

¹⁸ Es ist allerdings zu erwähnen, daß der Patient nach dieser »nicht erfolgreichen« Psychoanalyse, berufsethischen Überzeugungen entsprechend, noch jahrelang in einem anderen Behandlungssetting behandelt wurde und diese Behandlung schließlich mit einem befriedigenden Erfolg für den Patienten abgeschlossen werden konnte.

heitlicher, gestalthafter und differenzierter wahrzunehmen und zu erzählen. Auch die *Traumdeutungskompetenz* wurde erweitert, und zwar bezüglich ihrer Quantität, Variabilität, Differenziertheit, Reflexion und Adaption (vgl. Bürkle, 1987).

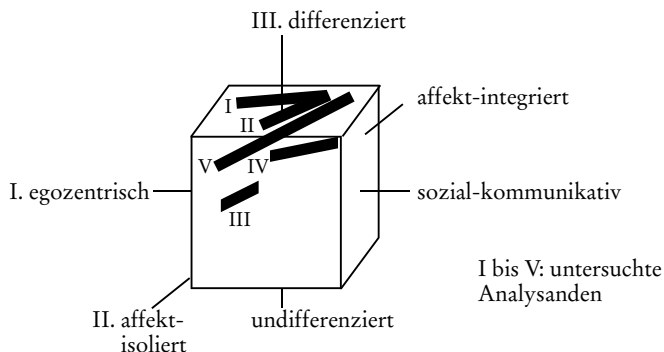
Alle diese Veränderungen stehen auch in Zusammenhang mit der *Milderung des inneren Vertrauens* (des Überichs). Laut Raterurteil ist dieser Vertrauensraum bei den erfolgreichen Analysanden am Ende der Behandlung »adäquater«, »ermutigender«, »flexibler«, »milder«, »reifer« und »toleranter«, war aber (entgegen unseren Hypothesen) bei diesen Analysanden schon zu Beginn der Psychoanalysen »konsistent« und »zuverlässig in bezug auf die Verhaltenssteuerung« (vgl. Abutalebi, 1986).

Eine Vielzahl von Veränderungen betrifft die *verbale und sozialpsychologische Kompetenz*. Zusammenfassend können diese Veränderungen in den folgenden drei Dimensionen beschrieben werden:

- | | | |
|-----------------------------|---|------------------------------|
| I. egozentrische | → | sozial-kommunikative Sprache |
| II. affektisolierte | → | affektintegrierte Sprache |
| III. weniger differenzierte | → | differenzierte Sprache |

Um zu illustrieren, daß wir bei diesen Veränderungen die Idiosynkrasie aller fünf Analysanden zu berücksichtigen versuchten, führen wir hier die Graphik ein, die die individuellen Veränderungsprozesse der fünf Analysanden in diesen drei Dimensionen darstellen soll:

Abb. 2



Die Graphik zeigt, daß jeder der fünf Analysanden, metaphorisch ausgedrückt, »einen anderen psychoanalytischen Weg« zurückgelegt hatte, d. h. die Reise wurde nicht vom gleichen Ausgangspunkt aus begonnen und führte auf einer individuellen Route zu einem je unterschiedlichen Ziel. Dennoch ließ sich die Richtung der therapeutischen Veränderung, bezogen auf sprachliche und sozial-kommunikative Fähigkeiten, in den drei Dimensionen (Achsen des Würfels) »grob« beschreiben und dadurch die zurückgelegten Wege der einzelnen Analysanden miteinander vergleichen. Den »längsten« und »eindrücklichsten« Weg hatten die beiden erfolgreichen Analysanden I und V zurückgelegt (Analysandin I, eine 30jährige Frau mit einem Hirsutismus, depressiven Verstimmungen und einer zwanghaften Symptomatologie, Analysand V: ein 25jähriger Mann mit narzißtischer Persönlichkeitsstörung und transvestitischer Symptombildung). Eine etwas weniger eindrückliche Wegstrecke hatten die beiden »mittel erfolgreichen« Analysanden II und IV hinter sich (Analysandin II, eine 26jährige Frau mit einer Hysterie, und Analysand IV, ein 35jähriger Mann mit Arbeitsstörungen auf der Grundlage einer hysterischen Charakterneurose). Nur wenig verändert hatte sich der »nicht erfolgreiche« Analysand III (ein 21jähriger Mann mit einer Angstneurose auf der Grundlage einer narzißtischen Persönlichkeitsstörung).

Selbstverständlich wird, verglichen mit den *Fallberichten* der behandelnden Psychoanalytiker, der therapeutische Prozeß auf diese Weise nur sehr global charakterisiert, doch ermöglicht diese Beschreibung auf einem mittleren Abstraktionsniveau einen ersten Vergleich der therapeutischen Veränderungen aller hier untersuchten Analysanden, ohne dabei die Idiosynkrasie des Einzelfalls aus dem Auge zu verlieren.

Dieser Versuch, alle fünf Analysanden auf diese Weise miteinander zu vergleichen, aber die individuellen Unterschiede nicht zu verwischen, wurde in allen untersuchten Problembereichen unternommen. Noch zwei Problembereiche möchte ich erwähnen: *Realitätskompetenz* und *selbstreflexive Kompetenz*. Bezüglich der Realitätswahrnehmung veränderten sich zwar ebenfalls die erfolgreichen Analysanden am deutlichsten (z.B. im Hinblick auf ihre Selbst- und Fremdwahrnehmung), doch waren diese Veränderungen nicht so eindrucksvoll wie im Bereich der Selbstreflexion. Hier können die drei klinischen Erfolgsgruppen erstaunlich gut unterschieden werden: In den erfolgreichen Behandlungen stiegen die selbstreflexiven Prozesse am ausgeprägtesten und wurden von den Ratern als »neue Einsichten vermittelnd«, »tiefgehend«, »umfassend« und »weder unbeholfen noch routiniert« charakterisiert. Auch wurden bei diesen Analysanden in der Beendigungsphase mehr »gute Analysestunden« festgestellt, in denen die analytische Arbeit als produktiv, sowohl im Hinblick auf das Gewinnen neuer Einsichten als auch auf das Durcharbeiten, beurteilt wurde.

Wenigstens erwähnen möchte ich, daß das benutzte Cognitive Science-Modell vor allem Schwächen bezüglich des *Motivationsfaktors* und – weniger ausgeprägt – in der Erfassung der Realitätskompetenz aufwies, was in zukünftigen Untersuchungen zu berücksichtigen wäre.

Wichtig scheint mir, daß trotz aller methodischen Schwierigkeiten bei diesem Vorgehen die individuelle Einmaligkeit der Analysanden und der analytischen Dyade im Auge behalten werden. Durch aggregierte Einzelfallstudien wird sodann versucht, die individuellen Beobachtungen auf einem mittleren Abstraktionsniveau vorläufig zu generalisieren, in der Hoffnung, daß diese Generalisierungen in daran anschließenden klinischen und empirischen Studien weiter überprüft werden können.

b) Theoriegeleitete Dokumentation von Einzelfällen und deren nachträgliche Erforschung: einige Beispiele

Eine beeindruckende empirische Studie aus über 800 aggregierten Einzelfallstudien legte kürzlich Fonagy (1994) vor. Wie erwähnt, wurden in der Hampstead Clinic alle behandelten Fälle mit Hilfe des Hampstead Index aufwendig und detailliert dokumentiert, ohne dabei die Idiosynkrasie des Einzelfalls zu vernachlässigen. Mit einem anspruchsvollen methodischen Instrumentarium haben nun Fonagy et al. dieses dokumentierte Fallmaterial einer Auswertung unterzogen und dabei vor allem den therapeutischen Erfolg fokussiert.

Aus meiner Sicht wäre es für eine psychoanalytische Forschungskultur zu begrüßen, wenn an den psychoanalytischen Institutionen oder, vielleicht in modifizierter Form, auch in der Privatpraxis eine analoge systematische, aber genuin psychoanalytische Dokumentation klinischer

Einzelfallstudien durchgeführt werden könnte und späteren Forschungsarbeiten zugänglich wäre.

c) In ethisch vertretbaren Einzelfällen: klinisch-psychoanalytische Studien mit einer naturalistischen Datenerhebung und adäquater statistischer Auswertung

In den letzten zwanzig Jahren wurden die qualitativen Verfahren in der Statistik intensiv weiterentwickelt (Rüger, mündl. Mitteilung; Jones et al., 1993; Hillard, 1993; Morley und Adams, 1989; Scheier, 1994). Diese neuen statistischen Verfahren eröffnen Möglichkeiten, der Einzelfallperspektive volle Aufmerksamkeit zu schenken (z. B. durch wiederholte Messungen beim selben Patienten bzw. derselben therapeutischen Dyade) und die Einzelfallbeobachtungen daraufhin in differenzierte Gruppenvergleiche einzuordnen. Z. B. weisen nichtparametrische Zeitreihenanalysen viele Mängel der parametrischen Verfahren nicht mehr auf und versprechen daher neue Forschungsperspektiven in der empirischen Psychotherapieforschung, die sowohl der Idiosynkrasie des Einzelfalls, der Unverwechselbarkeit der therapeutischen Dyade als auch einer sinnvollen Kombination von Ergebnis- und Prozeßforschung zu entsprechen versucht.

Damit scheinen die methodischen Grenzen der empirischen Psychotherapieforschung weiter gesteckt als je zuvor. Will man jedoch nicht auf »pseudo-therapeutische Studien« (z. B. mit »studentischen Scheinpatienten«) ausweichen, sondern an naturalistischen Untersuchungen, d. h. an Untersuchungen »realer Psychotherapien« festhalten, bleiben dennoch schwierige ethische Fragen bestehen, die bei jeder empirischen, extraklinischen Annäherung an psychotherapeutische Prozesse sorgfältig bedacht werden müssen. M. E. kann man nicht in allen Behandlungen vertreten, daß der psychoanalytische Prozeß durch systematische Beobachtungen von außen begleitet wird (z. B. durch Tonband- und Videoaufzeichnungen, die eine Studie mit »a posteriori Methoden« ermöglichen). Nur bei einer Auswahl von Patienten und Therapeuten ist es möglich, ihr Einverständnis zu einer solchen empirischen Begleitforschung zu gewinnen. Ohne die Einwilligung der direkt Beteiligten und die damit verbundene Transparenz des Erkenntnisinteresses der Forscher, des Ziels der Untersuchung und des methodischen Vorgehens scheint es mir ethisch nicht vertretbar zu sein, empirische Studien mit »natürlichen« Patienten durchzuführen.¹⁹

¹⁹ Möglicherweise könnte der erneute politische Angriff auf Langzeittherapien die Bereitschaft von Patienten und Therapeuten erhöhen, sich solchen naturalistischen, empirischen Studien zu öffnen (vgl. die geplante Studie zu hochfrequenten Behandlungen der DGPT,

Daher spricht es vielleicht gerade für eine besondere Sensibilität für die ethische Dimension von Wissenschaft, daß die meisten differenzierten psychoanalytisch-empirischen Studien bisher innerhalb psychoanalytischer Institutionen durchgeführt wurden, die für solche Studien einen stabilen Rahmen bieten, ohne das therapeutische Anliegen der Patienten dem Forschungsinteresse unterordnen zu müssen (vgl. dazu die Studien der Hampstead Clinic, der Menninger-Foundation etc.). Daß sich solche Studien nicht in das Korsett des klassischen Designs experimenteller Studien der akademischen Psychologie (z. B. von Kontrollgruppen) zwingen ließen (und daher nicht in der Metaanalyse von Grawe et al. berücksichtigt wurden), weist auf einen verantwortungsbewußten Umgang mit Wissenschaft hin, auch wenn dadurch auf politisch schnell und leicht zu verwertende »Ergebnisse« verzichtet wird.

III. Computersimulation als eine neuere »wissenschaftliche« Möglichkeit der Validierung von am Einzelfall gewonnenen psychoanalytischen Konzepten

Die dritte Möglichkeit der Instantiierung von Modellen, die Moser erwähnt, ist in der psychoanalytischen Fachliteratur noch wenig bekannt. Es ist die Möglichkeit, die innere *Konsistenz einer Theorie, die begriffliche und konzeptuelle Präzision und das komplexe Zusammenwirken darin postulierter Variablen genau zu überprüfen*. Weiter zeichnet sich die Computersimulation dadurch aus, daß sie den *Prozeßcharakter psychischen Geschehens* konzeptualisiert, in der *Modellbildung immer von der Phänomenologie des Einzelfalls ausgeht* und eine *»empirische, aber nicht experimentelle Methode«*²⁰ (Newell und Simon, 1972, S. 12) darstellt, »objektiv« und differenziert Mechanismen (wie sie theoretisch postuliert werden) zu überprüfen, die zu einem bestimmten Verhalten (meist bezogen auf einen Einzelfall) führen. Zudem bietet die Computersimulation die Möglichkeit, *eine Vielzahl von Variablen in ihrem komplexen Zusammenwirken und Interagieren in der »black box« zu ver-*

die z. Zt. in Angriff genommene Katamnese studie durch die Forschungskommission der DPV u. a.).

²⁰ Ich kann hier nur erwähnen, daß Computersimulation, gerade weil sie an der detaillierten Analyse von komplexen Prozessen bei Einzelfällen ansetzt und die gedankliche Arbeit des Forschers z. B. bei der Entwicklung eines Computersimulationsmodells in den Vordergrund stellt, in der Geschichte der akademischen Psychologie einen Gegenpol zu den herkömmlichen statistischen Großgruppenvergleichen darstellt. »Andererseits glauben wir beobachten zu können, daß sich hinter großem methodisch-statistischem Aufwand oft gedankliche Armut in der Theoriebildung verbirgt« (Dörner, 1974, S. 8). Auf die Problematik, daß die Computersimulation von den technischen Entwicklungen auf diesem Gebiet ab-

folgen und zu überprüfen (vgl. Dörner, 1974; Moser, v. Zeppelin und Schneider, 1991; Leuzinger-Bohleber, 1987, S. 41 ff.).

Alle diese Möglichkeiten sind für die psychoanalytische Theoriebildung und deren »objektive« Überprüfung von großem Interesse. Z. B. zeichnen sich psychoanalytische Theorien gerade durch ihre Komplexität aus und leider auch oft durch Mängel in der terminologischen und logischen Schärfe. Daher bietet sich die Computersimulation geradezu an, zu deren Validierung beizutragen. Für unser Thema ist entscheidend, daß in einem Computersystem ein theoretisches Modell dahin überprüft werden kann, »wie es sich bei der simulierten Annahme von Einzelfällen verhält« (Moser, 1989, S. 170), d. h. der Bezug zum klinischen Einzelfall sowohl bei der Konstruktion des Simulationsmodells als auch bei dessen Anwendung ist gewahrt. Daher wurde von Psychoanalytikern die Möglichkeit, Teile der psychoanalytischen Theorie zu validieren, in den letzten Jahren in mehreren Studien genutzt: Colby und Gilbert (1964) haben Teile der psychoanalytischen Neurosenlehre auf diese Weise validiert und Colby (1975) die in der Psychoanalyse postulierten Determinanten des paranoiden Wahns. Wegmann (1977) entwickelte ein Computersimulationsmodell zur Validierung eines Teils der psychoanalytischen Abwehrlehre, des »Gegenwillens«. Clippinger (1977) simulierte den Anfang einer psychoanalytischen Sitzung mit einer Patientin und entwickelte daran ein Modell der sie determinierenden kognitiv-affektiven Prozesse. Die Forschungsgruppe um Moser in Zürich führte eine ganze Reihe solcher Studien durch – zur psychoanalytischen Abwehrlehre (1969, 1970) und zur psychoanalytischen Traumlehre (1980, 1983).

Obschon den meisten Lesern diese modernen Techniken der Theorieüberprüfung²¹ fremd sein dürften, stellen sie m. E. eine Möglichkeit dar, die psychoanalytischen Theorien, die am Einzelfall entwickelt wurden, in dem Sinne zu überprüfen, daß sie auch für die nichtpsychoanalytische Community in ihrer Datenextraktion, ihrer sukzessiven Generalisierung transparent und kritisierbar werden – ohne aber die »subjektive Einmaligkeit des Individuums« aus dem Auge zu verlieren oder die psychoanalytische Situation durch deren »Erforschung von außen« zu stören. Neben anderen Forschungsstrategien scheint mir dies ein Weg, die Psychoanalyse auf adäquate Weise in den kritischen Dialog mit anderen Wissenschaften einzugliedern.

hängig ist, kann ich hier nicht weiter eingehen (vgl. Moser, v. Zeppelin und Schneider, 1991).

²¹ Selbstverständlich kann das Nutzen solcher Techniken verbunden sein mit einer gleichzeitigen kulturkritischen Sicht von gesellschaftlichen Gefahren der Computerrevolution (vgl. dazu u. a. Weizenbaum, 1989).

4. Zusammenfassung

Wie kann der Idiosynkrasie des Einzelfalls in der psychoanalytischen Psychotherapieforschung Rechnung getragen werden, ohne auf den Anspruch ganz zu verzichten, daß Forschung immer auf generalisierte Aussagen gerichtet ist? Das *Prinzip des Lernens am Einzelfall* (case based learning) in der Psychoanalyse, ihr *Forschungsgegenstand*, das *Unbewußte*, und ihr *wissenschaftstheoretischer Status als »Wissenschaft zwischen den Wissenschaften«* stellen die psychoanalytische Forschung vor anspruchsvolle und komplexe Probleme. Strenger (1991) lokalisiert die Psychoanalyse wissenschaftstheoretisch zwischen der Hermeneutik und der Nomothetik. Einerseits betont er die Nähe der Psychoanalyse zu hermeneutischen Wissenschaften, gehört es doch zu ihrer Aufgabe, unbewußte Sinnstrukturen zu *verstehen*. Andererseits verzichtet sie, z. B. in der Metapsychologie, nicht auf den Anspruch, seelische Prozesse sowie neurotisches und psychotisches Verhalten zu *erklären*. Die scharfe Trennung zwischen Verstehen und Erklären sowohl in den Geistes- als auch in den Naturwissenschaften gilt inzwischen als überholt, da beide Modalitäten am Erkenntnisprozeß des Forschers beteiligt sind. Nicht überholt ist dagegen die Frage, ob sich die Psychoanalyse mit der innerpsychoanalytisch-klinischen Forschung begnügen kann oder, falls sie an ihrem Wissenschaftsanspruch festhält, verpflichtet ist, ihre Erkenntnisse in der Scientific Community »öffentlich zu machen«, d. h. sich dem interdisziplinären Dialog und der Kritik von außen zu öffnen. Strenger plädiert dafür, daß die Psychoanalyse die »interne bzw. narrative Kohärenz« ihrer Deutungen u. ä. durch externe Kohärenz ergänzt, d. h. sich bemüht, daß ihre Interpretationen und Konzepte nicht im Widerspruch zum generell akzeptierten Wissen anderer wissenschaftlicher Disziplinen und der eigenen Kultur stehen.

Das Bemühen, *interne und externe Kohärenz miteinander zu verbinden*, d. h. sich dem kritischen Dialog mit dem »Dritten«, der Scientific Community, zu öffnen, scheint geeignet, eine Dimension zu beleuchten, in der sich die Grundhaltung von »Forschern« von jener von »Gläubigen« unterscheidet. Ist die eine von »Verdacht und Irrtum« gekennzeichnet, fällt bei der anderen der Wunsch nach Sicherheit und unerschütterlichem Vertrauen in »letzte Wahrheiten« auf. Beide Grundhaltungen sind sowohl in der klinischen als auch in der extraklinischen Forschung zu finden. Daher steht die Frage, wie eine selbstkritische Haltung von »Verdacht und Irrtum« in der psychoanalytischen Einzelfallforschung gestützt und gefördert werden kann, im Zentrum der Überlegungen.

Ausgehend von einer Analyse der sukzessiven Generalisierung von Einzelfallbeobachtungen von Moser (1989) habe ich dargestellt, daß sowohl in der klassischen psychoanalytischen (Junktim-Forschung, On-Line-Forschung) als auch in der extraklinischen Forschung (Off-Line-Forschung) beim einzelnen Forscher analoge Prozesse ablaufen, die vom Vergleich von Daten zu Minitheorien, Metaphern, Konzepten und schließlich zu Theorien führen.

Entscheidendes Kriterium für die psychoanalytische Forschung sind einerseits Transparenz und kritische Selbstreflexion dieser Theoriebildungsprozesse (z. B. der Datenextraktion, der Heuristiken bei der Hypothesen- und Konzeptbildung), andererseits die erneute Überprüfung der entwickelten Theorien anhand ihrer Anwendung auf neue Daten. Moser spricht hier von Instantiierungen, d. h. Rückführungen der Modelle auf neue Praxissituationen. Er unterscheidet drei verschiedene Formen der Instantiierung: *I.: therapeutische Situation, II.: Experimentalsituation und III.: Computersimulation.*

Die breiteste psychoanalytische Forschungskultur existiert heute in der *klinischen Forschung in (oder nach) der therapeutischen Situation (I)*. Ein reiches Spektrum von Möglichkeiten, klinische Forschung mit Strengers »externer Kohärenz« vermehrt zu verbinden, habe ich vorgestellt. Aufgrund der Entwicklung anspruchsvollerer Forschungsmethoden scheint nun auch die empirische Annäherung an psychoanalytische Prozesse in differenzierten Einzelfallstudien vielversprechend (*Experimentalsituation, II*). Die letzte Möglichkeit der Instantiierung von psychoanalytischen Modellen ist bisher wenig bekannt geworden: *die Computersimulation (III)*. Sie ist eine genuin empirische, aber nicht experimentelle Forschungsmethode, die immer einzelfallbezogen ist und sich eignet, komplexe Theorien bezüglich ihrer terminologischen und gedanklichen Schärfe zu überprüfen sowie dynamische Prozesse detailliert zu verstehen.

So verfügen wir heute über einen Reichtum an Möglichkeiten, die Einzelfallstudie als psychoanalytisches Forschungsinstrument einzusetzen und die Erkenntnisse der Psychoanalyse dadurch zu erweitern, die, wie es Peter Gay (1987) formulierte, »wie alle Wissenschaften der Suche nach Wahrheit und der Demaskierung von Illusionen« verpflichtet ist (S. 47). Allerdings scheint mir, daß wir mit all diesen Möglichkeiten das prinzipielle Dilemma weder auflösen können noch wollen, einerseits die Idiosynkrasie des Einzelfalls in seiner Unvergleichbarkeit zu verstehen und andererseits diese Idiosynkrasie immer mit anderen zu vergleichen, d. h. sie in einen breiteren Zusammenhang zu stellen. In der psychoanalyti-

schen Forschung und Klinik kann es, im Gegensatz zu Grawes »Allgemeiner Psychotherapie«, nicht Ziel sein, solche Widersprüche zu harmonisieren, sondern die Wahrnehmung dafür zu schärfen und die dadurch ausgelöste Spannung zu ertragen.

(Anschrift der Verf.: Prof. Dr. Marianne Leuzinger-Bohleber, Am Ebelfeld 1a, 60488 Frankfurt a. M.)

Summary

The Individual Case Study as an Instrument of Psychoanalytic Research. – The attacks mounted by Grawe, Donati and Bernauer on the individual case study as an instrument of research in psychoanalytic studies has had major political repercussions, not least with regard to professional corporate identity. The author takes the opportunity of inquiring into the quality and the advantages of scientific inquiry into the individual case. She proceeds in this from a discussion of the familiar quandary posed by the fact that the necessarily idiosyncratic nature of the individual case will by definition resist generalization. The very definition of inquiry that qualifies for the term »scientific« is, however, precisely that it should be able to make statements with a claim to general validity. The line taken by Leuzinger-Bohleber is that the internal (narrative) coherence of psychoanalytic interpretations should be supplemented by an external form of coherence in such a way as to ensure that genuinely psychoanalytic interpretations and concepts do not stand at odds with accepted knowledge in other scientific disciplines. With special reference to Moser's arguments, she demonstrates that a trial-and-error research approach with an inbuilt suspicion of and resistance to orthodox tenets, professions of faith and ultimate truths is quite definitely in a position to proceed from individual cases to subsequent generalizations, from data to metaphors, concepts and finally theories susceptible of validation by further new data. By referring theoretical models back to new practical situations (the therapeutic situation, the experimental situation, computer simulation) the author feels that it is entirely possible to at least sustain, if not resolve, the tension between individual case study and scientific claims of general validity. This is entirely in line with the view of psychoanalysis as a »science between the sciences«, an approach reconciling »understanding« and »explanation«, hermeneutics and hardcore science.

BIBLIOGRAPHIE

- Abutlalebi, A. (1986): Veränderungen des Wertraums eines Patienten während einer Psychoanalyse. Med. Diss. Univ. Ulm.
Bachrach, H. M. et al. (1991): On the efficacy of psychoanalysis. J. Am. Psychoanal. Assoc. 39, 871–916.
Benjamin, L. S. (1982): Use of structural analysis (SASB) to guide interpretations in psychotherapy. In: J. Auchin und D. Kiesler (Hg.): Handbook of interpersonal psychotherapy. London (Pergamon).

- Bohleber, W. (1994): Autorität und Freiheit heute: Sind die 68er schuld am Rechtsextremismus? psychosozial, 17, II (nr. 56), 73–85.
- , und J. S. Kafka (Hg.) (1992): Antisemitismus. Bielefeld (Aisthesis Verlag).
- Bürgin, D., und D. Biebricher (1992): Soziale und antisoziale Tendenz in der Spätadoleszenz. In: M. Leuzinger-Bohleber und E. Mahler (Hg.): Phantasie und Realität in der Spätadoleszenz. Opladen (Westdeutscher Verlag), 87–103.
- Bürkler, K. H. (1987): Veränderungen von Traumdeutungsstrategien in Psychoanalysen. Med. Diss. Univ. Ulm.
- Canestri, J. (1994): Psychoanalytic Heuristics. Vortrag, gehalten am DPV-Kongreß in Wiesbaden, 19.11.1994.
- Chassan, J. (1962): Probability processes in psychoanalytic psychiatry. In: J. Schwer (Hg.): Theories of the Mind. New York (Free Press), 598–618.
- Clippinger, J. H. (1977): Meaning and Discourse. A computer model of psychoanalytic speech and cognition. Baltimore (John Hopkins Univ.).
- Colby, K. M. (1975): Artificial Paranoia: Computer Simulation of Paranoid Processes. New York (Pergamon Press).
- , und J. P. Gilbert (1964): Programming a computer model of neuroses. J. of Mathematical Psychology, 1, 405–417.
- Dahl, H., H. Kächele und H. Thomä (Hg.) (1988): Psychoanalytic Process Research Strategies. Berlin (Springer).
- Dennett, D. C. (1994): Philosophie des menschlichen Bewußtseins. Hamburg (Hoffmann u. Campe).
- Devereux, G. (1967): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München (Hanser) 1973.
- Dörner, D. (1974): Die kognitive Organisation beim Problemlösen. Bern (Huber).
- , und E. D. Lantermann (1990): Experiment und Empirie in der Psychologie. In: K. Grawe, N. Hänni, N. Semmer, F. Tschan (Hg.): Über die richtige Art Psychologie zu betreiben. Göttingen (Hogrefe), 37–57.
- Emde, R. N. (1991): Die endliche und die unendliche Entwicklung. I. Angeborene und motivationale Faktoren aus der frühen Kindheit. 45, 1101–1115, II: Neuere psychoanalytische Theorie und therapeutische Überlegungen, 45, 890–913.
- Erdheim, M. (1992): Spätadoleszenz und Kultur. In: M. Leuzinger-Bohleber und E. Mahler (Hg.): Phantasie und Realität in der Spätadoleszenz. Opladen (Westdeutscher Verlag), 129–142.
- Faller, H., und J. Frommer (Hg.) (1994): Qualitative Psychotherapieforschung. Grundlagen und Methoden. Heidelberg (Asanger).
- Fischer, G. (1989): Dialektik der Veränderung in Psychoanalyse und Psychotherapie. Modell, Theorie und systematische Fallstudie. Heidelberg (Asanger).
- (1994): Psychoanalytische Psychotherapieforschung. Unveröffentlichter Vortrag am Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg, 25.9.1994.
- Flick, U. (1990): Fallanalysen: Geltungsbegründung durch Systematische Perspektiven-Triangulation. In: G. Jüttemann (Hg.): Komparative Kasuistik. Heidelberg (Asanger), 184–204.
- Fonagy, P., und M. Target (1994): Predictors of the efficacy of child psychoanalysis: a retrospective study of 768 patientes treated at the Anna Freud Center. Unveröffentlichter Vortrag am Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg, 25.9.1994.
- Freud, S. (1907): Der Wahn und die Träume in W. Jensens »Gradiva«. GW VII, 29–122.
- (1920): Jenseits des Lustprinzips. GW XIII, 1–69.
- (1927): Nachwort zur Frage der Laienanalyse. GW XIV, 287–296.
- Gay, P. (1987): Freud. Eine Biographie für unsere Zeit. Frankfurt (Fischer) (1989).
- Gill, M. M., und P. S. Holzman (Hg.) (1976): Psychology versus Metapsychology. Psychoanalytic Essays in Memory of George Klein. New York (Psychol. Issues, Mon).

- Glaser, B. (1978): Theoretical sensitivity. Mill Valey, CA (Sociological Press).
- Grawe, K. (1986): Die Effekte der Psychotherapie. In: M. Amelang (Hg.): Bericht zum 35. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGfP). In: Heidelberg, Band II, Göttingen (Hogrefe), 515–534.
- (1989): Von der psychotherapeutischen Outcome-Forschung zur differentiellen Prozeßanalyse. Zeitschrift für Klinische Psychologie, 18, 23–34.
 - (1992): Diskussionsforum. Psychotherapieforschung zu Beginn der neunziger Jahre. Psychologische Rundschau, 43, 132–162.
- , R. Donati und F. Bernauer (1994): Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession. Göttingen (Hogrefe).
- Hartmann, G. (1994): Interviews mit rechtsradikalen Jugendlichen. Vortrag auf der Tagung: »Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit in der demokratischen Gesellschaft« in Frankfurt, 1.10.1994, erscheint in »Materialien des Sigmund Freud Instituts«.
- Habermas, J. (1968): Technik und Wissenschaft als »Ideologie«. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Hellhammer, D. (1992): Wie wissenschaftlich ist die Psychotherapieforschung? Psychologische Rundschau, 43, 168–170.
- Hilliard, R. B. (1993): Single-case methodology in psychotherapy process and outcome research. Journal of Consulting and Clinical Psychology, 61, 373–380.
- Hoffmann, S. O. (1992): Bewunderung, etwas Scham und verbliebene Zweifel. Anmerkungen zu Klaus Grawes »Psychotherapieforschung zu Beginn der neunziger Jahre« Psychologische Rundschau, 43, 163–167.
- Hohage, R. (1986): Empirische Untersuchungen zur Theorie der emotionalen Einsicht. Habilitationsschrift an der Universität Ulm.
- Holt, R. H. (1981): The death and transfiguration of metapsychology. Int. Rev. Psychoanal., 8, 129–143.
- Home, H. J. (1966): The concept of mind. Int. J. Psychoanal., 47, 42–49.
- Horowitz, M. J. (1981): States of Mind: Analysis of Change in Psychotherapy. New York (Plenum).
- Jones, E. E., et al. (1993): A paradigm for single-case research: The time series study of a long-term psychotherapy for depression. Journal of Consulting and Clinical Psychology, 61, 381–394.
- Jüttemann, G. (Hg.) (1990): Komparative Kasuistik. Heidelberg (Asanger).
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.) (1992): Jugend '92. Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland. 4 Bände. Leverkusen (Leske u. Budrich).
- Kächele, H. (1981): Zur Bedeutung der Krankengeschichte in der klinisch-psychoanalytischen Forschung. Jahrbuch der Psychoanalyse, 12, 118–178.
- (1992): Psychoanalytische Therapieforschung. Psyche, 46, 259–285.
 - (1993): Der lange Weg von der Novelle zur Einzelfallanalyse. In: U. Stühr und F. W. Denke (Hg.): Die Fallgeschichte, Heidelberg (Asanger), 32–43.
 - (1995): Klaus Grawes Konfession und die psychoanalytische Profession. Psyche, 49, 481–492.
- Kernberg, O. (1975): Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus. Frankfurt (Suhrkamp) 1978.
- (1980): Internal and External Reality. New York (Aronson).
- Kestenber, J. (1988): Der komplexe Charakter weiblicher Identität. Psyche, 42, 4, 349–365.
- Klein, G. S. (1976): Psychoanalytic Theory: An Exploration of Essentials. New York (Int. Univ. Press).
- Köhler, L. (1990): Neuere Ergebnisse der Kleinkindforschung. Ihre Bedeutung für die Psychoanalyse. Forum der Psychoanalyse, 6, 32–51.
- Körner, J. (1985): Vom Erklären zum Verstehen in der Psychoanalyse. Göttingen (Vandenhoeck u. Ruprecht).

- (1990): Die Bedeutung kasuistischer Darstellungen in der Psychoanalyse. In: G. Jüttemann (Hg.): a. a. O., 93–104.
- Kraft, H. (Hg.) (1984): Psychoanalyse, Kunst und Kreativität heute. Die Entwicklung der analytischen Kunstpsychologie seit Freud. Köln (Dumont).
- Krause, R. (1994): Klinische Interaktions- und Emotionsforschung. Schnittstelle zwischen Psychoanalyse und Grundlagenforschung? Unveröffentlichter Vortrag am Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg, 25.9.1994.
- , E. Steimer-Krause und B. Ullrich (1992): Use of Affect Research in Dynamic Psychotherapy. In: M. Leuzinger-Bohleber, H. Schneider und R. Pfeifer (Hg.): »Two Butterflies on My Head...« Psychoanalysis in the Interdisciplinary Scientific Dialogue. New York (Springer), 277–193.
- Kuhn, T. (1957): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt (Suhrkamp) (1967).
- Leithäuser, T., und T. Bender (1985): Vorwort zu M. Jahoda: Freud und das Dilemma der Psychologie. Frankfurt a. M. (Fischer).
- Leuzinger, M. (1981): Kognitive Prozesse bei der Indikation psychotherapeutischer Verfahren. Kurzfassung der Dissertation an der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich (1980). Berichte der Abteilung für Klin. Psychologie. 1984 im PSZ Verlag Ulm (Springer).
- Leuzinger-Bohleber, M. (1987): Veränderung kognitiver Prozesse in Psychoanalysen. Bd. 1: Eine hypothesengenerierende Einzelfallstudie. Berlin (Springer) (PSZ).
- (1989): Veränderung kognitiver Prozesse in Psychoanalysen. Bd. 2: Fünf aggregierte Einzelfallstudien. Berlin (Springer) (PSZ).
- (1990): »Komparative Kasuistik« in der Psychoanalyse? In: G. Jüttemann (Hg.) (1990), a. a. O., 104–122.
- (1992): Interdisziplinäre Exchange or »Turning a Blind Eye«? Defense Mechanisms of Psychoanalysts: A Case Study. In: M. Leuzinger-Bohleber, H. Schneider und R. Pfeifer (Hg.), a. a. O., 47–75.
- (1994): Die Gewalt und das Fremde in Grundschulen. Einige psychoanalytische Überlegungen. Vortrag auf der Tagung: »Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit in der demokratischen Gesellschaft« in Frankfurt, 30.9.1994, erscheint in »Materialien des Sigmund Freud Instituts«.
- (1994a): Veränderungen kognitiv-affektiver Prozesse in Psychoanalysen. Versuch einer Kombination von (qualitativer) On-Line- und (quantitativer) Off-Line-Forschung bei der Untersuchung psychoanalytischer Prozesse. In: H. Faller und J. Frommer (Hg.): Qualitative Psychotherapieforschung, a. a. O., 195–228.
- , und H. Kächele (1985): Veränderte Wahrnehmung von Traumgestalten im psychoanalytischen Behandlungsprozeß. In: D. Czogalik, W. Ehler, R. Teufel (Hg.): Perspektiven der Psychotherapieforschung. Einzelfall, Gruppe, Institution. Freiburg (Hochschulverlag), 94–119.
- , R. Pfeifer und C. Scheier (1994): Psychoanalyse und Cognitive Science. »Frame of reference« und Gedächtnis. Unveröffentlichter Vortrag am Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Hamburg, 25.9.1994.
- Lorenzer, A. (1985): Spuren und Spurensuche bei Freud. fragmente, 17/18, 160–197.
- (1987): Zum Widerstandspotential der Psychoanalyse. fragmente, 19, 185–197.
- Luborsky, L., et al. (1988): Who Will Benefit From Psychotherapy. New York (Basic Books).
- (1993): The efficacy of dynamic psychotherapies: Is it true that »Everyone Has Won and All Must Have Prizes«? In: N. E. Miller et al. (Hg.) (1993): Psychodynamic Treatment Research. A Handbook For Clinical Practice. New York (Basis Books), 496–516.
- Maganelli, G. (1986): Brautpaare und ähnliche Irrtümer. Das Labyrinth. Berlin (Wagenbach), 1988, 115–131.

- Marcuse, H. (1965): Das Veralten der Psychoanalyse. In: *Kultur und Gesellschaft*, Bd. 2. Frankfurt a. M. (Suhrkamp), 85–107.
- Merkle, G. (1988): Veränderungen des manifesten Traum inhalts während einer Psychoanalyse. Med. Diss. Univ. Ulm.
- Mertens, W. (1994): Psychoanalyse auf dem Prüfstand? Eine Erwiderung auf die Meta-Analyse von Klaus Grawe. München (Quintessenz).
- (1995): Warum (manche) Psychoanalysen lange dauern (müssen). Gedanken zum angemessenen katamnästischen Vorgehen. *Psyche*, 49, 405–433
- Meyer, A. E. (1981): Psychoanalytische Prozeßforschung zwischen der Skylla der »Verkürzung« und der Charybdis der »systematischen akustischen Lücke«. *Zs. Psychosom. Med.*, 27.
- (1993): Nieder mit der Novelle als Psychoanalyse darstellung. Hoch lebe die Interaktionsgeschichte. In: U. Stuhl und F. W. Deneke (Hg.) (1993): *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg (Asanger).
- (1994): Über die Wirksamkeit psychoanalytischer Therapie bei psychosomatischen Störungen. *Psychotherapeut*, 39, 298–308.
- , et al. (1991): Forschungsgutachten zu Fragen eines Psychotherapeutengesetzes (im Auftrag des Bundesministeriums für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit), Hamburg-Eppendorf.
- Modell, A. H. (1984): Gibt es die Metapsychologie noch? *Psyche*, 38, 214–235.
- Morgenthaler, F. (1978): *Technik. Zur Dialektik der psychoanalytischen Praxis*. Frankfurt a. M. (Syndikat).
- Morley, S., und M. Adams (1989): Some simple statistical tests for exploring single-case time-series data. *British Journal of Clinical Psychology*, 28, 1–18.
- Moser, U. (1989): Wozu eine Theorie in der Psychoanalyse? *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis*, 4, 154–175.
- (1991): Vom Umgang mit Labyrinth. Praxis und Forschung in der Psychoanalyse – eine Bilanz. *Psyche*, 45, 315–335.
- , I. v. Zeppelin und W. Schneider (1991): *Cognitive-Affective Processes: New Ways of Psychoanalytic Modeling*. Berlin (Springer).
- Neudert, L. (1987): Das Leiden des Patienten und Aspekte seiner Bewältigung als Variablen im psychotherapeutischen Prozeß. Eine Einzelfallstudie. Dissertation an der Univ. Ulm.
- Newell, A., und H. A. Simon (1972): *Human Problem Solver*. New Jersey (Prentice Hall).
- Pfeifer, R., und M. Leuzinger-Bohleber (1986): Applications of cognitive science methods to psychoanalysis: A case study and some theory. *Int. Review of Psychoanal.*, 13, 221–240.
- Pine, F. (1994): Multiple Models, Clinical Practice, and Psychoanalytic Theory: Response to Discussants. *Psychoanalytic Inquiry*, 14, 2, 212–235.
- Quindeau, I. (1994): Trauma und Geschichte. Ein Interpretationsversuch über autobiographische Erzählungen von Überlebenden des Holocaust mit Hilfe eines »oblique-hermeneutischen« Verfahrens. Dissertation am FB 01 der Universität/Gesamthochschule Kassel.
- Richter, H. E. (1994): Zur Psychoanalyse des Rechtsradikalismus in Deutschland. Vortrag auf der Tagung: »Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit in der demokratischen Gesellschaft« in Frankfurt, 30.9.1994, erscheint in »Materialien des Sigmund Freud Instituts«.
- Robinson, P. (1993): *Freud and his critics*. Berkeley (Univ. of California Press).
- Rosenfield, I. (1988): *The Intervention of Memory. A New View of the Brain*. New York (Basic Books).
- Rüger, B. (1994): Kritische Anmerkungen zu den statistischen Methoden in Grawe, Donati und Bernauer: »Psychotherapie im Wandel. Von der Konfession zur Profession«. *Zs. Psychosom. Med.*, 40, Druckfahnen.
- Sacks, O. (1985): *Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte*. Hamburg (Rowohlt) 1987.

- Schafer, R. (1980): Action and Narration in Psychoanalysis. *New Lit. Hist.* 12, 6185.
- Schank, R. C. (1982): *Dynamic Memory*. Cambridge UK (Cambridge Univ. Press).
- Scheier, C. (1994): Die Zeitdimension in der Psychotherapieforschung. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Spence, D. P. (1982): *Narrative Truth and Historical Truth: Meaning and Interpretation in Psychoanalysis*. New York (Norton).
- Stern, D. N. (1985): The interpersonal world of the infant. A view from psychoanalysis and developmental psychology. New York (Basic Books).
- Stern, W. (1900): Über Psychologie der individuellen Differenzen. Leipzig (J. A. Barth).
- (1921): *Die Differentielle Psychologie*. Leipzig (J. A. Barth) (3. Auflage).
- Strauss, A. (1987): *Qualitative analysis for social scientists*. Cambridge (Cambridge Univ. Press).
- Strenger, C. (1991): *Between Hermeneutics and Science. An Essay on the Epistemology of Psychoanalysis*. New York (Int. Univ. Press).
- Strupp, H. H. (1993): The Vanderbilt Psychotherapy Studies: Synopsis. *J. Consult. Clin. Psychol.* 61, 431–433.
- , J. B. Chassin, and J. A. Ewing (1966): Toward the longitudinal study of the psychotherapeutic process. In: L. A. Gottschalk, A. H. Auerbach (Hg.): *Methods of research in psychotherapy*. New York (Appleton-Century-Criffs), 361–400.
- Stuhr, U. (1991): Der Psychotherapie-Erfolg als Prozeß. Eine empirische Untersuchung von Therapie-Erfolgsgruppen und ihrer Umstrukturierungsprozesse über die Zeit. Habilitationsschrift an der Universität Hamburg. Daraus: Einleitung, I–VII.
- , und F. W. Deneke (1993): Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument. Heidelberg (Asanger).
- Thomä, H., und H. Kächele (1973): Wissenschaftstheoretische und methodologische Probleme der klinisch-psychoanalytischen Forschung. *Psyche*, 27, 205–236, 309–355.
- (1985): *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie*. Bd. 1: Grundlagen. Berlin (Springer), Bd. 2 (1988): Praxis.
- , und C. Schaumburg (1973): Psychoanalytische Verlaufsforschung. Unveröffentlichter DFG-Bericht, Teil B.
- Tschuschke, V., H. Kächele und M. Hölzer (1994): Unterschiedlich effektive Formen der Psychotherapie. *Psychotherapeut*, 39, 281–297.
- Wallerstein, R. S. (1986): *Forty-two Lives in Treatment – A Study of Psychoanalysis and Psychotherapy*. New York (Guilford Press).
- , und H. Sampson (1971): Issues in research in the psychoanalytic process. *Int. J. Psychoanal.*, 52, 11–50.
- Wegmann, C. (1977): A computer simulation of Freud's counterwill theory. *Behavioral Science*, 22, 218–233.
- Weiss, J., H. Sampson und Mount Zion Psychotherapy Research Group (1986): *The psychoanalytic process: theory, clinical observation and empirical research*. New York (Guilford Press).
- Weizenbaum, J. (1989): Kinderspiele im künstlichen Forst. Realitätsorientierung in der Märchenwelt. In: H. Dauber (Hg.): *Bildung und Zukunft. Ist das Universum uns freundlich gesonnen?* Weinheim (Deutscher Studien Verlag), 185–207.
- Wiedemann, P. M. (1990): Komparative Kasuistik im Vergleich mit dem Ansatz der Grounded Theory. In: G. Jüttemann (Hg.) (1990): *Komparative Kasuistik*. Heidelberg (Asanger), 122–133.
- Wurmser, L. (1989): »Either-Or«: Some Comments in Professor Grünbaum's Critique of Psychoanalysis: *Psychoanal. Inquiry*, 9, 2, 220–249.
- Zwiebel, R. (1994): Die Beziehung von »Anfänger-Geist und Experten-Geist« in der analytischen Situation. Vortrag auf dem DGPT-Kongreß am 17.9.1994 in Lindau.